



1

zeichen

Mansbilder und Frauenzimmer ade?  
Geschlechterrollen in Bewegung

**Inhalt**

Editorial, Christian Staffa 3

**Schwerpunkt: Mannsbilder und Frauenzimmer ade? – Geschlechterrollen in Bewegung**Genderforschung und Genderpolitik, *Christina Thürmer-Rohr* 4Das »Natürliche« ist politisch – Gender und Normalität, *Viola Schlichting* 6

Vom Nutzen und Nachteil der Quotierung –

ASF und Frauenpolitik – über die Anfänge einer selbstkritischen Auseinandersetzung, *Dörte Esselborn* 7Mann und Männlichkeit im modernen Geschlechterdiskurs, *Volker Handke* 8Frauen stehen in Russland an zweiter Stelle ... – ...aber ohne sie geht gar nichts, *Ute Weinmann* 9

»Ob im Feld oder beim Gebären – Hauptsache heldenhaft« –

Geschlechterbilder im Nationalsozialismus und im aktuellen Rechtsextremismus, *Renate Bitzan* 10

Als Frau in einer Männerwelt –

Traumprojekt Seemannsmission: Vom Ehering bis zum ersten Tor, *Almut Bickhardt* 11Guter Junge – »Bin ich der Richtige, um ein positives Männerbild zu vermitteln?«, *Tobias Holzberger* 13Welcome to my world... – Über eine Minderheit in einer Minderheit, *Victor Sluyter* 14**Andacht**Lydia und ihr Haus, *Anneli Freund* 15**ASF-Nachrichten**ASF-Jahresempfang mit Hintergrundinformationen zur schwierigen politischen Lage in Russland, *Johannes Zerger* 16ASF-Kuratorium mit neuen Mitgliedern, *Johannes Zerger* 16

Was ist neu an den neuen Nazis? –

ASF Jahrestreffen: Kirchen müssen sich mehr mit Rechtsextremismus beschäftigen, *Nicola Schieweck* 17

Meine Geschichte – Unsere Geschichte? –

Impulse einer Tagung über die Bildung zu Geschichte und Erinnerung in der multiethnischen Gesellschaft, *Ulla Kux* 18**Fundraising**»sinnvolles schaffen« – ASF hat am BruttoSozialPreis 2005 teilgenommen, *Katrin Stegmüller* 19Zustiftung und Schenkung, *Joachim Garbe-Emden* 19**Interview**Sikaron heißt Erinnerung, *Katrin Stegmüller* 20**Nachrufe**Das Schicksal ihrer Familie gab ihr Antrieb – Nachruf auf Marga Randall, *Markus Heckmann* 21

Nachruf auf Dr. Helga Krüger-Day – Auszüge aus der Trauerpredigt 22

**Kurznachrichten**

»Geschichte selbst entdecken und daraus lernen« –

Bärbel Schmidhals mit Bundesverdienstmedaille ausgezeichnet, *Elke Gryglewski* 22

Freiwillige für drei bis sechs Monate gesucht – ASF startet Modellprojekt »Mittelfristige Freiwilligendienste« 23

CSD-Motto sorgt für Diskussionen 23

Beilage: Termine, Spendenmarathon, FW-Plakate

**Impressum:**

Mitbegründer: Volker von Törne †

Ausgabe: Nr. 1 März 2006, 34. Jahrgang

Auflage: 16.000 Exemplare

Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. · Auguststraße 80 · 10117 Berlin · Telefon (030) 28395-184 · Fax (030) 28395-135 · E-Mail: asf@asf-ev.de

Internet: www.asf-ev.de

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin, Nr. 311 37-00, BLZ 100 205 00

Redaktion: Karl Grünberg, Maria Pühringer, Johannes Zerger (verantwortlich)

Erscheinungsweise: vierteljährlich

Satz, Layout: take offset-druck, Berlin

Druck: Westkreuz Druckerei Ahrens, Berlin

Titelseite: Eine jüdische Hochzeit im Rollenspiel: Der Teamer Jakob Stürmann und eine Teilnehmerin des Sommerlagers in Mogiliov (Ukraine) im August 2005, Foto: ASF-Archiv

Abbildungen: ASF-Archiv 3, 4, 5, 6, 7, 8, 10, 11, 15, 21, 23, 24 · Elke Gryglewski 22 · Tobias Holzberger 13 · Ulla Kux 18 · Markus Raschke 11, 12 · Ute Sauerbrey 22

Victor Sluyter 14 · Katrin Stegmüller 19 · Ute Weinmann 9 · Johannes Zerger 16, 17, 20

**Adressänderungen:** Falls Ihre Adresse sich geändert hat, können Sie uns dies mit dem Adressänderungstool auf unserer Internetseite schnell und bequem mitteilen. Adressänderung: [www.asf-ev.de/service/adressaenderung-mitteilen](http://www.asf-ev.de/service/adressaenderung-mitteilen)

Regelmäßige Informationen von und über Aktion Sühnezeichen Friedensdienste erhalten Sie per E-Mail durch unseren Newsletter. Anmeldung unter [www.asf-ev.de](http://www.asf-ev.de).

zeichen

## Liebe Leserin, lieber Leser,



Christian Staffa,  
ASF-Geschäftsführer

Ehemalige USA-Freiwillige auf  
einer Frauenkonferenz im Juli  
1998

in diesem Heft beschäftigen wir uns mit der Diskussion um Geschlechterrollen bei ASF und in unserem Umfeld. Dieses Thema – heute mit dem unvermeidlichen Anglizismus »Gender« beschrieben – weist so unendlich viele Realitäten und Perspektiven auf, dass sie hier nur in Ausschnitten sichtbar werden können. Die Zugänge sind vielfältig: In der Jugendbildung und vielen anderen Bereichen ist »Gender Mainstreaming«, also der bewusste Umgang mit Konstruktionen von Geschlechterrollen, Pflicht für alle Empfänger staatlicher Zuwendungen. Geschichtlich spannend ist die Frage nach Täterinnen und Tätern und den Geschlechterkonstruktionen im Nationalsozialismus, wie sie fortgewirkt haben und wo sie sich im modernen Rechtsextremismus verändern. Oder die Frage nach biologistischen Definitionen (Mann = rational, Frau = emotional, Mann = gewalttätig, Frau = friedfertig, um nur die einfachsten aufzuführen), die an Mutterschaft einerseits und das Jagen und Sammeln andererseits feste Rollenbilder knüpfen. All diese Perspektiven sind weit entfernt von Herrschaftsfreiheit, sondern eng verbunden mit gesellschaftlicher Diskriminierung von Frauen. Die Perspektive von Herrschaftsfreiheit im Geschlechterverhältnis ist auch in jenem Buch angesiedelt, das gemeinhin als der Ausbund an Patriarchalität gilt – aber auch deutliche Gegenerzählungen enthält – nämlich der Bibel: *Hier ist nicht Jude noch Grieche, nicht Knecht noch Freier, nicht Mann noch Frau*, so beschreibt Paulus die kommende und damit auch schon gegenwärtige Existenz der judenchristlichen Gemeinde (Gal 3,28). Damit reiht er das Geschlechterverhältnis ein in die zentralen Herrschaftsverhältnisse seiner Zeit, die in der Gemeinde nicht gelten sollen, weil mit der Taufe bezogen auf Rang, Bedeutung und die einzubringenden Fähigkeiten alle »gleichgemacht« sind. Damit wird nicht die Diffe-

renz des einen von der anderen aufgehoben, aber die Festlegung auf Rollen wird durchbrochen und ganz gewiss der Zusammenhang von Geschlecht, Herkunft oder Klassenzugehörigkeit und Mitbestimmung beziehungsweise Bedeutung in der Gemeinschaft. Leider haben die Kirchen mit dieser, auch in der Heiligen Schrift nicht



durchgängig eingenommenen Perspektive kaum je Ernst gemacht. Ein »Herrschaftsmainstreaming« war ihre Sache nicht, sondern eher waren sie, bezogen auf Rollenfragen Agenten des Geschlechterkampfes, was sich nicht nur an den viel zitierten Hexenverbrennungen dramatisch zeigt, sondern auch heute noch im Umgang mit Leitung und der so deutlich mehrheitlich weiblichen Basis der Gemeinden.

Im Gegenüber zur muslimischen Gemeinschaft scheint dann plötzlich die »Gleichheit von Mann und Frau«, Kirchen wie Gesellschaft eine Selbstverständlichkeit, deren Realisierung bei genauem Hinsehen noch aussteht. Was natürlich nicht ausschließt, dass trotz eigener Ungerechtigkeiten am Gegenüber Kritik zu üben ist. Das gilt sicher auch für den Umgang mit der aggressiven Angst vor Homosexualität, die in

der Kultur der muslimischen Gemeinschaft eher verbreitet ist, aber ganz offenkundig auch in unserer Gesellschaft noch lebt, nun aber in der Württembergischen Fragebogenaktion zur »Gretchenfrage« für die Aufnahme in die »deutsch-aufgeklärte« Gesellschaft aufgestiegen ist. Schon aus diesen wenigen Zeilen ist zu merken, dass wir eine höchst schwierige Wirklichkeit zu begreifen und zu verändern suchen. Sowohl begrifflich, wie auf der Ebene der Theologie und der Erfahrungen unserer Freiwilligen im Ausland hoffen wir, hier Texte versammelt zu haben, die etwas von dieser Schwierigkeit, aber auch dem Löhnenden vermitteln, das in der Beschäftigung mit der Frage nach Geschlechterhierarchie und -konstruktion liegt.

Nun gehen wir also in das Jahr mit Plänen für Veranstaltungen, die Sie und ihr im Heft finden

und hoffentlich zahlreich besuchen werden/werdet. Die Nachfrage nach einem Freiwilligendienst mit ASF war für 2006 enorm und wir hoffen sehr, dass wir auch mit dem großen generationsübergreifenden Ehemaligentreffen im September weitere, neue und alte Verbündete auf dem Weg finden, ASF zu stärken und unsere Basis zu verbreitern, um Praktisches für eine Welt mit mehr Gerechtigkeit und Frieden zu tun.

In dieser Hoffnung mit Dank für die »alten« und in freudiger Erwartung neuer MitstreiterInnen grüße ich Sie und euch sehr herzlich

Ihr und euer

Christian Staffa

# Genderforschung und Genderpolitik

CHRISTINA  
THÜRMER-ROHR

Heute sagt man Gender statt Feminismus, Gender Studies statt Frauen- und Geschlechterforschung, Gender Mainstreaming statt Emanzipation und Gleichberechtigung. Handelt es sich um ein neues Wort für eine alte Sache oder um einen Paradigmenwechsel, mit dem feministische Positionen sich weiterentwickeln und zugleich verflüchtigen?

Für den Begriff Gender gibt es keine adäquate deutsche Übersetzung. Seit den 1990er Jahren setzt er sich als Kategorie zur Analyse des sozialen Geschlechts und der Ungleichheit der Geschlechter durch und besiegelt den Anspruch auf ein eigenständiges Territorium – eine akademische Disziplin. Das Konzept Gender Mainstreaming entstammt dagegen der internationalen Entwicklungspolitik, es wurde 1995 auf der Vierten Weltfrauenkonferenz in Peking als neue Gleichstellungsstrategie und Querschnittsaufgabe politischer Institutionen propagiert, 1997 im Amsterdamer Vertrag als verbindliche Aufgabe für die EU-Mitgliedstaaten festgeschrieben und 1998 mit einer neuen Umsetzungsrichtlinie der EU in Kraft gesetzt. Gender hat sich also einerseits als wissenschaftliches Forschungsprogramm etabliert, andererseits als Instrument des Verwaltungshandelns und der Selbstbeobachtung von Organisationen.

Heute ist unwiderrspochen, dass der Genderbegriff zum breiteren Interesse an Geschlechterfragen beigetragen hat. Dennoch bleibt seine Karriere umstritten. Die einen verbinden mit ihm die Beschwichtigung des Geschlechterkampfs und sind er-

leichtert, die anderen die Beeridigung feministischer Anliegen und sind besorgt. Die Ersetzung von Geschlecht durch Gender und von Frauenforschung durch Genderforschung ist also mehr als eine Sprachregelung. Der Genderbegriff signalisiert Klärungen, die



das deutsche Wort Geschlecht erschwert, weil es zwischen anatomischem und sozialem Geschlecht nicht unterscheidet und so dazu neigt, auch kulturell erworbenes Verhalten zu biologisieren. Die Exklusivität von Frauenförderung, Frauenforschung, Frauengleichstellung und so weiter hatte außerdem das Vorurteil begünstigt, es handle sich um Defizitprogramme für eine besonders bedürftige Minderheit, »Frauen« im Allgemeinen müssten also spezifisch behandelt, beforscht und gefördert werden. So konnte der Eindruck entstehen, die Probleme seien Frauenprobleme, von Frauen verursacht und in ihnen angesiedelt. Die Kehrseite des Autonomieanspruchs von Frauen, die ihre Sache selbst in die Hand nehmen wollten, zeigte sich darin,

dass Männer sich freigestellt sahen und die feministische Kritik ohne Konsequenzen an sich vorbeigehen lassen konnten. Der Begriff Gender will das verhindern. Er macht beide Geschlechter zuständig und veranlasst auch Männer, sich mit den geschlechtshierarchischen Strukturen der Gesellschaft zu befassen und sich entsprechend zu qualifizieren. Manche befürchten, dass Gender damit zu einem Überbegriff wird, der männliche Machttraditionen und weibliche Ohnmachtserfahrungen neutralisiert.

Der Feminismus der 1970er und 1980er Jahre rebellierte gegen Diskriminierungen, die Frauen besonders seit der Etablierung der kapitalistischen Gesellschaft zugemutet worden sind, und führte die Misere auf die Stabilität des »Prinzips Patriarchat« zurück. Das politische Motiv dieser Kritik, deren wesentliche Wurzeln in der europä-

ischen Aufklärung liegen, war der Anspruch auf Selbstbestimmung, Gleichberechtigung und Würde der Frauen und auf Veränderung der Gesellschaft: auf die Verknüpfung individueller und gesellschaftlicher Emanzipation, die Überwindung der Herrschaft von Männern über Frauen und die Beseitigung aller Formen von Unterdrückung und Herrschaft. Kate Milletts bahnbrechender Erstversuch (1969) brandmarkte die Geschlechterpolitik als eine Herrschaft, mit der »der Mann« die Kolonisierung von Frauen für sich in Anspruch nimmt – ein Verhältnis, das auf einem Geburtsvorrecht aufbaut und, wie das rassistische, ein politisches und kein biologisches Verhältnis ist. »Was immer an übernatürlicher Autorität, an ‚Göttlichem‘, an ethischen und

Die ehemalige Frankreich-Freiwillige Catherin Krukenmeyer tanzt mit einer Klientin aus dem Projekt Wambrechies: Arbeit mit Menschen mit Behinderungen, 2005



Christina Thürmer-Rohr, 69 Jahre, ist emeritierte Professorin für Psychologie mit Schwerpunkt feministische Forschung/Menschenrechte, seit 1980 bei den Erziehungswissenschaften an der TU Berlin. Über drei Jahrzehnten verknüpfte sie ihre wissenschaftliche Arbeit mit außeruniversitären Projekten.

Zahlreiche Veröffentlichungen, zuletzt: *Verstehen und Schreiben - unheimliche Heimat.* In: Hannah Arendt. Text + Kritik, Heft 166/167, 2005, S.92-101.



moralischen Werten, an Philosophie oder Kunst in unserer Kultur erhalten ist«, jeder Zugang zur Macht also, liege in männlichen Händen – politische Ämter, Finanzwesen, Militär, Industrie, Technologie, Universitäten. Mit ähnlicher Empörungsgeste wendete sich einer der ersten deutschsprachigen feministischen Texte gegen die fundamentalistische Macht des Patriarchats.

Ebenso wie unterdrückte Völker den Kampf gegen kolonialistische Gewalt aufnehmen, müssten auch die Frauen beginnen, »ihre prinzipielle Entmenschung« in der Geschichte der Gewaltanwendung zu erkennen und »sich vom Status des Opfers und Objekts in den des Subjekts und Handelnden zu versetzen«, schrieb Karin Schrader-Klebert 1969 im Frankfurter Kursbuch.

Solche Generalausagen waren bewusste Abstraktionen. Sie bildeten ab vor fast 40 Jahren nicht die ganze Realität ab, sondern sie klagten ein Prinzip an, eine Norm, deren Gültigkeit heute in Frage steht. So ist jüngeren Generationen die Dringlichkeit feministischer Ansprüche auf gesellschaftsverändernde Politik und radikale Herrschaftsabsage kaum noch nachvollziehbar. Die Veränderungsempfänger hat sich gelegt. Die Verhältnisse haben sich gewandelt – allerdings nicht überall und nicht für alle.

Bedeutet Gender nur noch Analyse der Geschlechterdifferenz statt Kritik am Geschlechterunrecht? Die Gendertheorie und -praxis hat die ideologischen Gewänder abgelegt, sie stellt ihre Fragen unvoreingenommen und akademisch, sie versteht sich nicht mehr als Kampfansage, sondern als wissenschaftlich und politisch seriöses Projekt. Entsprechend moderat klingt die Gegenstandsbeschreibung: Genderstudien untersuchen, wie die exklusive Geschlechter-Zweitei-

lung hergestellt wird, welche Auswirkungen sie auf die Wissens- und Kulturproduktion, auf soziale Strukturen und politische Machtverteilung hat, wie also die bipolare Symbolik zweier biologischer Geschlechter auf dualistische Denkmuster und Sozialordnungen übertragen und Personen, Eigenschaften, Körper, Seele, kulturelle Werte etc. der Kategorie

strukturiertes Denken aufzulösen ist, das die Geschlechterdifferenz zur Metapher der Ordnung macht. Sie will nicht nur die Position von Frauen verbessern, sondern die Unterscheidung von Frauen und Männern, weiblich und männlich überhaupt bedeutungslos machen und so von allen Koppelungen mit sozialen Unterschieden befreien. Demgegenüber geht die Praxis



Die ehemalige Freiwillige Anna Stocker auf einem Faschingsfest in ihrem Projekt »Heureux é jour« mit einer Besucherin, Brüssel 2002

»männlich« – »weiblich« zugeordnet werden. Gender analysiert die sozialen Konstruktionsprozesse, die Geschlechtsidentitäten und symbolische Ordnung herstellen, soziale Unterschiede transportieren und Ungleichheit verfestigen. Dabei ist man sich einig, dass Geschlecht etwas ist, was man tut, nicht was man hat und ist (Doing Gender). Die Neubeschreibung vertrauter Phänomene macht deutlich, dass die Regeln, die Menschen lebenslanglich in monolithische Blöcke – Frauen und Männer – aufteilen, nicht tragfähig sind, dass die Realität mit ihren unzähligen Varianten, Übergängen und Querliegendem voller Uneindeutigkeiten ist, dass es »Frauen« und »Männer« als homogene Gruppen und die Wahrheit über eine zweigeschlechtliche Welt nicht gibt.

Genderforschung und Gender Mainstreaming arbeiten in verschiedenen Richtungen. Die Theorie ist auf eine »Ent-Genderung« des Menschenbildes aus, mit der ein zweigeschlechtlich

von den herrschenden Geschlechtervorstellungen aus und befragt politische Maßnahmen nach ihren Auswirkungen auf Frauen und Männer, um sie gleichwertig partizipieren zu lassen. Dabei begreift sie Gender als Humanressource neben anderen und greift häufig auf betriebswirtschaftliche Modelle zurück, die Geschlechtergerechtigkeit, Potenzialausschöpfung und Effizienzsteigerung zusammenbringen. Während die wissenschaftliche Theorie auf ihrem emanzipatorisch-kritischen Potenzial besteht und mit dem Vorwurf einer gewissen Realitätsferne leben muss, hält die politische Praxis pragmatisch an den üblichen Geschlechterkategorien fest und muss sich den Vorwurf gefallen lassen, Geschlechterdifferenz erneut festzuschreiben und affirmative Politik zu betreiben. Theorie und Praxis sind aber selten deckungsgleich, und wahrscheinlich sind Diskrepanzen unvermeidbar. Sie können produktiv werden, wenn sie sich nicht eifersüchtig abschotten, sondern sich gegenseitig beunruhigen.

# Das »Natürliche« ist politisch

## Gender und Normalität

VIOLA SCHLICHTING

Während meines Freiwilligendienstes hatte ich mich bemüht, Diskriminierung im Nationalsozialismus als ein über die staatliche Verordnung hinausgehendes System verstehen zu lernen. Dessen emotionale Überreste schienen mir, oftmals unbewusst, bis in die Gegenwart zu reichen. Dabei verhalf mir die Beschäftigung mit dem Konzept »Gender« zu neuen Einsichten: Strukturelle Diskriminierung und Ausgrenzung sind nicht nur ein Akt schuldiger Menschen. Sie erfüllen vitale Funktionen – für diejenigen, die sie ausüben, aber auch für die Gesellschaft, in der sie wirksam sind. Diese Analyse hat Konsequenzen für Alltag und Politik.

Gesellschaftliche Normen gehen immer auch mit Diskriminierung des jenseits des Normalen Liegenden einher. Die extreme Form einer solchen »Normalisierung« bildete im Nationalsozialismus die Grundlage brutaler Verbrechen an denjenigen, die von der Norm abwichen. So liegt potenziell bereits in der Normalität Gewalt begründet: in Form sozialer Ausgrenzung. In Gestalt der Normalisierung bleibt solche Gewalt aber unsichtbar – und damit unangreifbar. In diesem Sinne ist es stets politisch, wenn etwas als »normal« oder »natürlich« bezeichnet wird. Es bezeichnet den Ort dessen, was als unabänderlich inszeniert wird. Dies scheint jeder Diskussion um sozialen Wandel entzogen und gegen politische Interessen immun.

So leitet sich aus der »natürlichen« Vorstellung, dass es genau zwei biologische Geschlechtskörper gibt, selbstverständlich Heterosexualität als »normale« sexuelle Identität ab. Diese steht traditionell für Fort-

pflanzung. Und dass die Reproduktion von steuerzahlendem Nachwuchs, Arbeitskraft oder auch Soldaten ein gesellschaftliches Interesse darstellen kann, ist zumindest denkbar – und ein Beispiel dafür, was die Vorstellung einer »natürlichen« biologischen Zweigeschlechtlichkeit für ökonomische, politische oder soziale Funktionen hat. Ein anderes Beispiel für die Gewalt dieser normalisierenden Vorstellung: Menschen, die ohne eindeutig männlich oder weiblich bestimmbare primäre Geschlechtsorgane auf die Welt kommen, werden ohne medizinische Notwendigkeit und oft auf Kosten ihrer sexuellen Empfindungsfähigkeit und lebenslanger Schmerzen operiert – weil davon ausgegangen wird, dass ihnen so, wie sie geboren wurden, keine soziale Existenz möglich ist.



Wird Diskriminierung nun lediglich als persönliches Fehlverhalten bewertet, lassen sich solche institutionalisierten Prozesse der gesellschaftlichen Normalisierung nur schwer erfassen. Trotzdem profitieren Indivi-

duen von dieser Normalität: Menschen, die eine strukturell machtvoll Position innehaben, verhilft das Diskriminieren Anderer zu materiellen Privilegien und Definitionsmacht.

So zum Beispiel im Falle des Fragebogens für BewerberInnen um den deutschen Pass in Baden-Württemberg. Ähnlich wie in der Debatte um das Kopftuch wird hier das Schlagwort »Gender« für das Abfeuern rassistischer Stereotype im so genannten Kampf der Kulturen genutzt. Deutsch sein macht sich in diesem Fragebogen offenbar daran fest, wie mit Sexismus und Homophobie umgegangen wird. Dabei konstituiert sich deutsche Identität als »aufgeklärt«, indem sie dem »Anderen« seine Rolle zuweist: Fast jede einzelne Frage entspricht einem Stereotyp, das Muslimen in Deutschland zugeschrieben wird. Hier scheint der Grund für die Ausgrenzung wie »von selbst« im Anderssein der Anderen, nicht aber in der diskriminierenden Praxis des »Wir« zu liegen.

Gegen Diskriminierung und Ausgrenzung vorzugehen heißt deshalb meistens, an dem Ast zu sägen, auf dem ich sitze. Dies als Aufgabe zu verstehen, um ein guter Mensch zu werden, verfehlt die strukturelle Dimension: Es geht nicht nur um persönliche Schuld. Stattdessen geht es um die Bereitschaft, Privilegien abzugeben und Verunsicherung durch den Verlust alter, aber ausgrenzender Sicherheiten in Kauf zu nehmen. Die Angst vor sozialer Abweichung und ausgrenzenden Normalisierungskräften – manchmal denke ich, dass die emotionalen Überreste des Nationalsozialismus, die ich bewusst oft gar nicht erfassen kann, und die mich dennoch geprägt haben, hier vielleicht zum Vorschein kommen.

Eine Teilnehmerin des Sommerlagers in Mogiliov, Ukraine, im August 2005 mit einem Mitglied der Jüdischen Gemeinde im Gespräch



Viola Schlichting, 25 Jahre, war von 1999 bis 2001 Freiwillige im Holocaust Center der United Jewish Federation in Pittsburgh. Heute studiert sie Soziologie, Philosophie und Gender Studies in Berlin.

# Vom Nutzen und Nachteil der Quotierung

## ASF und Frauenpolitik – über die Anfänge einer selbstkritischen Auseinandersetzung

DÖRTE ESSELBORN

Mein Freiwilligendienst begann im Sommer 1986 im Berliner ASF-Büro in der »22« – im Freiwilligenbüro. Ich hatte gerade Abitur in einer nordwestdeutschen Kleinstadt gemacht und hatte mich mit Fragen des Geschlechterverhältnisses zuvor schon in Schule, Familie und Jugendgruppe auseinandergesetzt. So kam ich bereits mit eigenen Gedanken zur Frage der Quotierung\*, ein Mittel zur Gleichstellung von Frauen und Männern im Beruf. Ein Thema, zu dem es in meinem halben »22«er-Jahr hoch hergehen sollte. Gleichzeitig aber musste ich die vielen Eindrücke meines neuen Lebens bewältigen, und so habe ich damals wohl vor allem den Quotierungsdebatten zugeschaut und weniger für sie gekämpft. Vielleicht war ich etwas überrascht, dass ausgerechnet bei ASF – einem Verein, der sich nicht allein mit der Geschichte der NS-Zeit und ihrer Verarbeitung beschäftigte, sondern sich auch Tag für Tag vielerorts für die Einhaltung von Menschenrechten einsetzte, dass also ausgerechnet hier erstens eine Schieflage zwischen der Situation und Position von Frauen und Männern bestand und zweitens über die Beseitigung dieser Schieflage noch so ausgiebig diskutiert werden musste. Doch diese Quotierungs-Diskussion stand wohl für mich am Anfang einer bis heute dauernden Auseinandersetzung über frauenpolitische Strategien.

Zunächst aber ging ich im Frühjahr 1987 nach Frankreich. Anschließend, als Freiwilligensprecherin im Pariser Länderbüro, erweiterte sich die Perspektive zu einer Auseinandersetzung um Sexismus und Geschlechterrollen überhaupt: »Sexismustage« waren fester Bestandteil der Vorbereitungs- und Länderseminare, in Frankreich initiierten wir einen Frauenrundbrief, an dem sich weibliche Freiwillige aus allen ASF-Ländern beteiligten und gingen verstärkt auf die Suche nach Frauenprojekten, die wir durch

unsere Arbeit unterstützen konnten.

Der Topos Geschlechtergerechtigkeit blieb eins meiner Lebensthemen auch nach dem Freiwilligendienst. Im Studium suchte ich mir einen entsprechenden Schwerpunkt – und dazu die Kommilitoninnen, mit denen ich meine Fragen teilen konnte. 1993 wurde ich studentische Vertreterin in der Senatskommission für Frauenförderung der Universität

Wiederaufbauphase nach dem Zweiten Weltkrieg geht.

Mein Engagement bei ASF und mein frauenpolitischer Einsatz liefen meist nebeneinander her. Dabei habe ich in meiner Zeit als Freiwillige viel gelernt für die frauenpolitische Praxis. Als ich als Frauenbeauftragte anfang, wusste ich schnell, wie ich Dinge anpacken, wo ich ansetzen konnte. Bei beiden Engagements ging es für mich letztlich immer auch



Eine ehemalige Freiwillige zusammen mit Kindern aus ihrem Projekt »Pater Siemaszko Stiftung« (2004), Weißbrusland



Dörte Esselborn, 38 Jahre, war von 1987 bis 1988 Freiwillige in Frankreich. Bis heute engagiert sie sich sowohl beruflich als auch ehrenamtlich für frauenrechtliche Belange.

Oldenburg. Hier arbeitete ich zwei Jahre lang mit, unter anderem an der Frauenförderrichtlinie, der Institutionalisierung von Frauenstudien und einer Kampagne gegen sexuelle Diskriminierung an der Hochschule. 1995 ging ich als studentische Frauenbeauftragte für ein Jahr in die Frauengleichstellungsstelle der Universität. Nach meinem Studienabschluss setzte ich mein Engagement fort, diesmal als Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Frauenbeauftragten. In wechselnden Projekten arbeitete ich bis Ende 2002 für Frauenbeauftragte an niedersächsischen Hochschulen. Dem Arbeitsfeld bin ich nach wie vor eng verbunden. Meine frauen- und geschlechterpolitischen Erfahrungen, die ich seit meiner Freiwilligenzeit sammeln konnte, befruchten nun die Arbeit an meiner Dissertation, in der es um geschlechterpolitische Strategien der evangelischen Kirche in der

um soziale Gerechtigkeit und Menschenrechte, um Chancengleichheit einerseits und »diversity« andererseits. Dabei braucht es auch in der Frauenpolitik wenigstens ab und zu einen Blick in die Geschichte.

\* Quotierung, in den USA verbreitet (und unkämpft) als »affirmative action«, ist ein politisches Instrument, bei dem es darum geht, benachteiligte Gruppen über eine paritätische Repräsentation ihrer Angehörigen in alle Bereiche von Staat und Gesellschaft zu integrieren. Quotierung dient nicht nur dazu, die Präsenz und Rechte von Frauen in einer patriarchalischen Gesellschaft zu stärken; Quoten gibt es auch in Bezug auf Menschen mit Behinderungen und Menschen verschiedener Hautfarben und Herkunftsorte, auf Angehörige unterschiedlicher Religionen, auf verschiedene Altersgruppen oder Zugehörigkeiten verschiedener sozialer Schichten.

# Mann und Männlichkeiten im modernen Geschlechterdiskurs

In der Geschlechterdebatte der letzten 100 Jahre taucht die Männlichkeit üblicherweise als das norm- und werteseetzende Allgemeine auf. Weiblichkeit definiert sich dann als die von dieser Norm abweichende Geschlechtlichkeit. Dies führte früh zur Kritik an einer bürgerlichen Frauenbewegung, die sich vorrangig um die Gleichheit der Geschlechter

Ausdruck der Unterdrückung von Frauen durch Männer gedeutet.

Dieser Betonung einer unveränderbaren Geschlechterdifferenz folgte der Konstruktivismus, welcher die soziale Konstruiertheit der Geschlechter in den Mittelpunkt stellte. Entsprechend wurde das soziale Geschlecht – im Englischen: Gender – zum zentralen Bezugspunkt. Durch die Vor-

Männer wurden somit von einem Objekt zu einem Subjekt in der Geschlechterdebatte. Während sie vorher als patriarchale Folie quasi unsichtbar waren, wurden sie nun erst zu expliziten geschlechtlichen Wesen.

Mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeiten wurde es zudem möglich, traditionelle Männlichkeiten differenziert zu beschreiben. Erst diese Differenzierung erlaubt es, wünschbare Männlichkeiten zu entwickeln, die sich nicht darin erschöpfen, lediglich mehr Weiblichkeit an den Tag zu legen und der »patriarchalen Dividende« abzuschwören – wenn nicht gar in einer Art »historischen Wiedergutmachung« zurückzuzahlen.

Das Männer nicht nur Gewinner der herrschenden Geschlechterverhältnisse sind und dass sie ein Eigeninteresse an deren Änderung haben könnten, wird nicht zuletzt an der geringeren männlichen Lebenserwartung deutlich.

Das global zu beobachtende Phänomen, dass Männer statistisch gesehen früher sterben als Frauen, ist Ausdruck all dessen, was sich mit hegemonialen Männlichkeiten verbinden lässt: Gewalt- und Kriminalitätserfahrung, Selbstmord, Alkohol- und Drogenmissbrauch, emotionale Defizite gegenüber sich selbst und anderen, berufliches und privates Konkurrenzstreben und der ununterbrochene Zwang die eigene Geschlechtszugehörigkeit mit ihren imaginierten Erwartungen gegenüber sich selbst, anderen Männern und natürlich ganz besonderes gegenüber den Frauen, mit allen verfügbaren Mitteln unter Beweis zu stellen.

Dieser Logik folgend wäre es ein wesentlicher Schritt auf dem Weg zu einer geschlechtergerechten Arbeitsteilung, dass männliche Versorgungsarbeit genauso gefördert wird wie weibliche Erwerbsarbeit.



bemühte. Denn es schien falsch, einer Gleichheit hinterherzujagen, welche nur durch Anpassung der Frauen an eine männliche Lebensweise erreichbar schien.

Die Folge war, dass statt der Gleichheit die Differenz der Geschlechter betont wurde. Auf Grundlage biologischer Unterschiede wurden Mann und Frau eine Reihe von mehr oder weniger unveränderbaren Eigenschaften zugeschrieben, die sich unversöhnlich gegenüberstehen. Männer sind entsprechend für das Zerstörerische und Gewalttätige zuständig, Frauen für das Wachsende und Erhaltende. Ein typisches Beispiel für diese Sicht war der Ökofeminismus der 1970er Jahre, der aus der weiblichen Gebärfähigkeit eine besondere Naturnähe der Frauen und aus dem männlichen Testosteron eine besondere Zerstörungsneigung der Männer ableitete. Die Umweltzerstörung wurde entsprechend als

stellung einer täglichen Konstruktion oder Dekonstruktion von geschlechtsspezifischen Erwartungen und Rollen – dem so genannten Doing Gender – wurde zugleich ein Ansatzpunkt zur Änderung der Geschlechterverhältnisse gefunden. Mit der politischen Übereinkunft, auf allen Ebenen und bei allen Entscheidungen die Auswirkung auf das Geschlechterverhältnis zu berücksichtigen, setzte sich in den letzten Jahren die Strategie des Gender Mainstreaming durch.

Für Männer bedeutet dies dreierlei:

Sie sind nun als Akteure im Umbau des Geschlechterverhältnisses gefragt. Mit dem ausdrücklichen Bekenntnis zur sozialen Konstruiertheit von Männlichkeit und durch den Bezug auf das Geschlechterverhältnis haben Männer nun legitime geschlechtsspezifische Interessen, die ebenfalls zu berücksichtigen sind.

Genderpolitik auf  
Hinweisschildern?  
Gesehen am Fahrkartenschalter  
Berlin-Ostbahnhof



Volker Handke, 43 Jahre, Umweltingenieur und Vater von zwei Kindern, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Zukunftsstudien und Technologiebewertung in Berlin und beschäftigt sich im Rahmen der Nachhaltigkeitsforschung auch mit Fragen zur Geschlechterdemokratie.



# Frauen stehen in Russland an zweiter Stelle...

## ...aber ohne sie geht gar nichts

UTE WEINMANN

Anlässlich des Sieges von Michelle Bachelet bei den Präsidentschaftswahlen in Chile startete die russische Tageszeitung Izvestija eine Umfrage bei ihrer Leserschaft. Kann eine Frau Präsidentin Russlands werden? 38 Prozent hielten dies durchaus für realistisch, 35 Prozent konterten mit einem scharfen »Njet« und die restlichen 27 Prozent argumentierten, eine weibliche Präsidentin sei in Russland generell nur als Blondine vorstellbar.

Aber soweit wird es in absehbarer Zeit wohl kaum kommen. Politikerinnen, ob nun blond oder brünett, bilden im heutigen Russland nicht nur in der Führungsriege eine Randerscheinung. Erfolgreiche und superreiche Geschäftsfrauen – auch ohne einen Ölmagnaten als Ehemann – sind dagegen öfter anzutreffen. Wenngleich die postsowjetische Gesellschaftsordnung theoretisch alle Möglichkeiten zur Entfaltung für das weibliche Geschlecht vorsieht, so ändert dies doch nichts am jahrhundertalten und nach wie vor aktuellen Frauenbild. Damit konnte selbst der kurzzeitige emanzipatorische Schub der nachrevolutionären 1920er Jahre nicht brechen.

Eine Frau ist in erster Linie Gehilfin, zuständig für Reproduktion und Haushalt. Dazu hat sie appetitlich auszusehen, vorzugsweise blond zu sein und sie sollte, ob nun hyperschlank oder füllig, auch bei Glatteis auf Stöckelschuhen balancieren können. Bei einer Begrüßung wird Frauen nicht die Hand geschüttelt, dafür stellen Männer allzu gerne höfliches Benehmen zur Schau, indem sie Frauen, vermeintlich galant die Hand reichend, aus dem Bus auf die Straße zerren. Aber selbst den Putzlappen zu schwingen, daran würden sie nicht einmal denken. Den meisten an sie gestellten Anforderungen fügen sich die Frauen stoisch ohne laut aufzumucken, sie neigen eher zum leisen Widerstand.

Die in Deutschland viel diskutierte Wahl zwischen einem Dasein als Hausmutter und der Erwerbstätigkeit stellt sich in der Regel erst gar nicht, denn kaum ein Mann kann es sich leisten, seine Frau oder Freundin über längere Zeit auszuhalten. Und zu Sowjetzeiten waren Frauen selbstverständlich in den Arbeitsmarkt integriert, wenngleich sich spezi-

Mann bereit findet – und sei es nur zu ritualisierten Demonstrationen zwecks vermeintlicher Stärke – eine Tasche zu tragen oder eine Schraube festzuziehen, dann soll er wenigstens diese Aufgabe übernehmen. Und wenn Augenklimern effektiver hilft, eines der zahlreichen Alltagsprobleme zu lösen, was soll's. Frauen gehen damit konform mit dem überwie-



fisch weibliche und gleichzeitig schlechter bezahlte Sparten wie der Bildungs- oder der Gesundheitsbereich etablierten. Zudem weist Russland eine der höchsten Raten allein erziehender Frauen auf. Häufig kommen hauptsächlich Frauen für den Lebensunterhalt der restlichen Familie auf, die ihrerseits nicht selten, die Kinder ausgenommen, einzig und allein aus weiblichen Mitgliedern besteht. Frauen haben eine Lebenserwartung von über 70 Jahren, Männer hingegen leben im Durchschnitt keine 60 Jahre.

So verwundert es nicht, dass Frauen in Russland halb im Scherz und halb im Ernst als das stärkere Geschlecht gelten. Doch ist dies weniger Anerkennung als eine schwere Bürde. Bei all dem, durch die Gesellschaft aufgedrückten, Verantwortung versuchen sich Frauen trotz allem Pflichtbewusstsein gerne vor ihr zu drücken. Wenn sich schon ein

genden Teil der russischen Gesellschaft. Gängige Verhaltensmuster werden in Russland nur selten gebrochen, der Anpassungsdruck lässt sowohl für Männer als auch Frauen kaum Spielraum. Und wer dennoch beispielsweise durch seine oder ihre sexuelle Orientierung aus dem Rahmen fällt, ist bemüht, nicht anzuecken. In einer Zeit, in der die letzten staatlichen sozialen Garantien praktisch entzogen werden, ist mit einer Geschlechterrevolte kaum zu rechnen. Veränderungen passieren schleichend und orientieren sich an den unmittelbaren Bedürfnissen. So machte beispielsweise im vergangenen Jahr in St. Petersburg ein Fortbildungsprojekt im handwerklichen Bereich unerwartet Furore, welches nach dem einfachen Prinzip operierte, Frauen lehren Frauen. Denn wo auf männliche Handwerker kaum Verlass ist, macht Frau in Zukunft alles selbst.

»Frauen stehen an zweiter Stelle« - Autowerbung vor der Staatsduma in Moskau als Signal an die Männerwelt



Ute Weinmann, 37 Jahre, Diplom-Politologin, ist ASF-Länderbeauftragte für Russland und Belarus in Moskau.

# »Ob im Feld oder beim Gebären – Hauptsache heldenhaft«

## Geschlechterbilder im Nationalsozialismus und im aktuellen Rechtsextremismus

»Der Einsatz des Mannes auf dem Schlachtfeld oder auch im politischen Kampf und die Geburt eines Kindes durch die Mutter sind natürliche Vorgänge (...) Das Höchste war daher für den Jungen immer der soldatische Held gewesen, für das Mädel die nicht minder heldische Mutter. Denn beide wachsen über das Ich hinaus, sie werden Wegbereiter künftiger Generationen.«

Dieses Zitat aus dem »Mädelbrief« von 1987, einem Schulungsorgan für junge Frauen unter den Neonazis, bringt auf eine knappe Formel, welche Bilder im Mainstream von Nationalsozialismus und Rechtsextremismus zur vermeintlichen Bestimmung »des Mannes« und »der Frau« vorherrschen. Dabei geht es – trotz der universellen Attitüde – keineswegs um alle Männer und alle Frauen, sondern um gesunde deutsche »arische« Menschen, die zudem eindeutig als Mann oder Frau klassifiziert werden. Diese bedeutende Einschränkung

zunächst einmal hingenommen, können wir dennoch die Geschlechterdifferenz und die Geschlechtergleichheit in dieser Formel einem genaueren Blick unterziehen.

Die Gleichheit besteht in der diszipliniert zu erfüllenden Aufgabe für einen höheren Zweck. Beide haben »ihre Schlacht zu schlagen«, Schmerz und Opferbereitschaft sind Pflicht im Dienste an Volk, Nation und »Rasse«. Hierin sind beide verbunden. Zu entsprechenden Opfern in der Lage zu sein, gilt als Gütesiegel des rechtschaffenen Lebens. Aber dieser Dienst ist je in verschiedenen »Ressorts« zu leisten: vom Mann in Politik, Wirtschaft und Krieg; von der Frau im Gebären und entsprechend ausgerichtetem Aufziehen der nächsten Generation und der Alltagsreproduktion. Diese differente Zuteilung ist einerseits »klassisch« für die neuzeitliche Gesellschaft insgesamt, weicht aber vom bürgerlichen Entwurf insofern ab, dass es hier nicht um das Bild der zar-

ten schutzbedürftigen Hausfrau geht, sondern um das der heldischen, starken Mutter, die ihrerseits Schutz spendet, in und außer Haus, und die in Notzeiten auch ohne männliche Unterstützung sich und ihre Kinder durchbringt. Für die NS-Zeit lässt sich darin unschwer eine ideologische Vorbereitung auf Krieg, Not und Flucht entziffern.

Im heutigen Rechtsextremismus gilt in weiten Teilen Gleiches, auch die Angehörigen dieser Szene begreifen sich als Not- und Kampfgemeinschaft, in der gegen »Zeitgeist« und »System« jede und jeder Einsatz und Opfermut zu beweisen habe. Allerdings sind – trotz häufiger nostalgischer Rekurse auf die NS-Zeit – die allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungen nicht an diesen Menschen vorbeigegangen. Nicht nur technologisch bewegt man sich per Handy und Internet auf der Höhe der Zeit. Auch die Vorstellungen zur Verbindlichkeit bestimmter Geschlechterrollen haben sich, vor allem im Bewusst-

Dr. Renate Bitzan ist Sozialwissenschaftlerin an der Uni Göttingen. Sie forscht und publiziert seit vielen Jahren zum Thema »Frauen und Rechtsextremismus« – in jüngerer Zeit auch zu Migration und Gender.



Auch für »rechtsextreme Kameradinnen« finden sich im Internet zahlreiche Auftritte mit verschiedenen Angeboten. Von praktischen Lebenshilfen und Tipps für die Kindererziehung bis zur ideologischen Unterfütterung mit nationalen Kampfesparolen ist alles dabei: »Ihr Mütter trägt die Jahrtausende in euch und trägt die Taten aller großen Toten. Und was aus eurem Schoß geboren wird, in dem ist Männertreue aufgegeben.«

Hier zu sehen sind Bildproben von einer solchen Internetseite: Zwei rechtsextreme Frauen, die gefallenen deutschen Soldaten »gedenken«; das Propagandaorgan der dazugehörigen Vereinigung; historischer Bezug zur deutschen Frau des Nationalsozialismus in Form einer Zeichnung und das offizielle Erkennungszeichen der Vereinigung in keltischer Form.

sein der Frauen und bezüglich ihrer Lebensentwürfe, modernisiert. Während für Männer nach wie vor stählerne Härte und öffentliche Arena die maßgeblichen Bewährungsfelder zu sein scheinen, und die meisten der Männer auch bezüglich der Frauen eher traditionelle Zuschreibungen vertreten, stellt sich das Einstellungs- und Praxis-Spektrum bei den Frauen deutlich heterogener dar. Zwar werden Mutterschaft und Brauchumpflege prinzipiell hochgehalten, doch wie genau jede einzelne ihr Leben gestaltet, soll

nach Ansicht vieler weiblicher Szeneangehöriger ihre eigene Sache sein. Berufstätigkeit und modernes bis stylisches Outfit gelten als eher selbstverständlich, auch wenn Kinder da sind, und so manch eine hält es für sinnvoller,

ihre Fähigkeiten in politischer, organisatorischer, technischer oder künstlerischer Hinsicht »für die Sache« einzubringen als unbedingt selbst fünf »arische« Kinder in die Welt zu setzen.

Partei-funktionärinnen, Kameradschaftsführerinnen, Rechtsberaterinnen, Rednerinnen, all diese finden sich ebenso in der rechten Szene wie die tatsächlich sich unterordnenden Mitläuferinnen. Dabei kann das ideologisch vertretene Geschlechterbild durchaus abweichen von der gelebten Praxis, und zu offenen Auseinandersetzungen über Linientreue in diesen Fragen kommt es höchst selten. Das zeigt, dass es derzeit nicht die Geschlechterfrage ist, die im Mittelpunkt des politischen Interesses der extremen Rechten steht, sondern dass unter dem Schirm des dominierenden Rassismus und Nationalismus hier ein gewisser Freiraum besteht. Ein differenzorientierter Blick auf die Geschlechter dürfte zwar nach wie vor den Hauptstrom ausmachen, doch auch gleichheitsorientierte Auffassungen können gelebt und eingebracht werden.

Ein entsprechenden egalitären Nebenstrom gab es übrigens auch in den 1920er und -1930er Jahren. Dessen Vertreterinnen forderten eine gleichberechtigte Teilhabe der Frauen an der politischen Macht, wenngleich sie ansonsten völlig einverstanden waren mit der antisemitischen und rassistischen NS-Politik. Zwar wurde dieser Flügel 1937 mundtot gemacht, doch heutzutage – nach den gesellschaftlichen Errungenschaften im Gefolge der neuen Frauenbewegungen – scheint es, dass ein großer Teil auch der rechtsorientierten Frauen nicht mehr hinter einen gewissen Standard an Selbstentfaltungsrechten zurückzufallen bereit ist.

Dies allerdings kann es engagierten KritikerInnen bisweilen schwerer machen, eine modern und emanzipiert erscheinende Frau trotz allem als rechts orientiert einordnen zu können. Eine »fortschrittliche« Sicht auf die Geschlechterbilder ist keine Gewähr für eine nicht-rassistische und nicht-nationalistische Gesamthaltung.



Das offizielle Buch zur Kindererziehung und der Pflichterfüllung der deutschen Frau im Dritten Reich – erschienen 1934 im Lehmann Verlag in München – heute zu kaufen über amerikanische Internetseiten.

## Als Frau in einer Männerwelt

Traumprojekt Seemannsmission: Vom Ehering bis zum ersten Tor

ALMUT BICKHARDT

Die Seemannsmission war auf jeden Fall mein Traumprojekt und es war ein großartiges Jahr in Antwerpen. Ich war sowohl die einzige Frau als auch die Jüngste in einem Team aus sonst acht Männern, die aus Deutschland, England und den Philippinen kamen. In dem ganzen Jahr habe ich nur vier »Seefrauen« kennen gelernt und sonst jeden Tag fünf bis acht Schiffe voller Männer besucht. Obwohl das jetzt dramatisch klingt, empfand ich das nie so. Eigentlich wurde ich nur andauernd gefragt, ob ich einen Freund habe. Die extremste Situation erlebte ich nach drei Monaten. Bei einem meiner Schiffsbesuche wurde ich von einem griechischen Kapitän gefragt, wie viel ich koste. Daraufhin machte ich auf dem Absatz kehrt und bin wieder gegangen. Dieses Erlebnis führte dazu, dass mir meine Mutter, als ich sie im Januar zu Hau-



Mannschaftsbesuch: Die ehemalige Freiwillige Almut Bickhardt läuft die Gangway eines Schiffes im Hafen von Antwerpen hinauf

se besuchte, den Ehering meiner Großmutter gab. Seitdem habe ich immer behauptet, dass ich verheiratet sei. Ich hätte nicht geglaubt, dass das noch zu etwas anderem als zu meinem Schutz beitragen könnte. Aber dadurch bin ich eigentlich erst zum seelsorgerlichen Teil meiner Arbeit gekommen. Über das »Verheiratetsein« kommt man zu der Frage nach Kindern und darüber zu einem Gespräch

sehr animalisch benehmenden Menschen (zumeist Männern) geändert hat. Von meinem ersten Arbeitstag an musste ich jeden Sonntag Fußball spielen, vorausgesetzt das Wetter gab es her. So stand ich also in viel zu großen Klamotten auf einer Wiese in der Sonne und bewegte mich keinen Zentimeter. Sehr zum Leidwesen meiner russischen Mitspieler, die dadurch

Karriere in dieser Mannschaft sogar mein erstes und einziges Tor geschossen.

Der Unterschied macht eben doch etwas aus ...

Und ich bin doch nicht die einzige Frau, die in der Deutschen Seemannsmission arbeitet. Ich habe auf dem Kirchentag Frauen, die in Lomé, Genua, Hongkong



Die ehemalige Freiwillige Almut Bickhardt auf Seemannschaftsbesuch: »Ich bin für mein Leben gern im Hafen herumgekurvt.«

mit den Seeleuten über ihre Familien und die damit verbundenen Probleme. Es kommt gar nicht so selten vor, dass Matrosen, die im Jahr höchstens zwei Monate zu Hause sind, von ihren Kindern »Onkel« genannt werden. Durch diese Gespräche bin ich vielen Seeleuten im Gedächtnis geblieben, sie erinnerten sich an mich und reagierten immer sehr positiv auf mich. Manche sogar mit einer Einladung zum Essen, mit Führungen auf dem Schiff. Andere waren einfach nur froh, mal wieder mit einer Frau zu reden – ohne bestimmte Absichten.

Ich hasste Fußball ...

**I**ch bin immer noch sehr überrascht, dass dieses Jahr meinen persönlichen Bezug zu schwarzen und weißen Bällen und sich eigentlich

ziemlich deutlich verloren. Aber da das Fußball spielen mit den Seeleuten ein fester Bestandteil meiner wöchentlichen Arbeit war, musste ich mich irgendwie arrangieren und habe anfänglich immer eine Niederlage zu provozieren gewusst. Doch zu meinem Glück sah Bedria, der jugoslawische Trainer der Antwerpener Mannschaft, für gleichaltrige, zumeist jugoslawische Jungs meines Alters, in mir die perfekte Ergänzung seiner Mannschaft. Er motivierte mich zum Bewegen und ich stellte fest, dass Frau auch Vorteile auf dem Fußballfeld hat – vor allem gegen Araber, die doch vor zu engem Kontakt mit Frauen irgendwie zurückschrecken. Dank Bedrias Hilfe habe ich im Sommer dann richtig gerne gespielt und zwei Wochen vor dem Ende meiner

und Rotterdam arbeiten, kennen gelernt und festgestellt, dass das gar nicht so selten vorkommt. Mich jedenfalls hat die Arbeit sehr begeistert. Ich bin für mein Leben gern im Hafen herumgekurvt und habe mich sehr gern mit den unterschiedlichsten Männern, die von überall herkommen, über Gott und die Welt unterhalten. Ich glaube, dass in Antwerpen eine Frau immer eine Bereicherung im Team der Portchaipains sein wird. In der Zusammenarbeit mit dem Zivi habe ich immer wieder festgestellt, dass man (beziehungsweise Frau) in der kurzen, zur Verfügung stehenden Zeit einen sehr anderen Zugang zu den Seeleuten findet. Und deshalb bin ich sehr froh, eine junge und ebenso engagierte Frau als Nachfolgerin zu haben.



Almut Bickhardt, 20 Jahre, war 2004 bis 2005 ASF-Freiwillige in Antwerpen, Belgien, in einer Seemannsmission.

# Guter Junge

»Bin ich der Richtige, um ein positives Männerbild zu vermitteln?«

TOBIAS HOLZBERGER

Ein Frauenhaus ist wohl der letzte Ort an dem man einen Mann erwartet. Aber genau dieser Ort war mein Arbeitsplatz für ein Jahr. Ein Jahr Kinderbetreuung in einem Haus, in dem Frauen wohnen, die ihre Männer oder Familie aus den verschiedensten Gründen verlassen haben. Aber ein immer wiederkehrender Grund war, dass sie Gewalt durch Männer erfahren haben.

Da war ich nun. Ich, Tobias, 19 Jahre alt, ASF-Freiwilliger in Israel mit rudimentären Hebräischkenntnissen, im Frauenhaus »Ischa Le Ischa« (»Frau für Frau«) – in dem Projekt, das ich wollte. In der Stellenbeschreibung war zu lesen, dass gerade ein Mann gesucht war, um ein anderes Männerbild zu vermitteln. War das wirklich die richtige Stelle für mich, bin ich wirklich dafür geeignet ein anderes Männerbild zu vermitteln? Diese und viele andere Gedanken schwirren mir an meinem ersten Arbeitstag auf dem Weg zum Frauenhaus im Kopf herum. Und sie ließen mich für einige Wochen und Monate nicht los. Viele der Frauen hatten Schreckliches von Männern erfahren. So erzählte mir meine Gruppenleiterin von einer Frau, deren Leben aus »Schlägen und Vergewaltigung« bestanden hätte. Wie würden die Frauen auf mich reagieren? Würde mir Abneigung und Verachtung entgegengebracht werden, oder nicht? Wenn ja, wer könnte es verübeln.

Am Anfang war ich also sehr zurückhaltend. Ich habe mich gerne um die Kinder gekümmert, aber mit den Frauen wollte ich zuerst nicht so viel zu tun haben, was aber auch viel mit meinen Sprachkenntnissen zu tun hatte.

Ein besonders wichtiger Moment und wohl auch der Wendepunkt meiner Zeit im Frauenhaus war ein Gespräch mit meiner Chefin Andy, die wissen wollte, wie es mir mit meiner Arbeit gehe. Ich sprach mit ihr über die

Fragen, die mir seit meinem ersten Arbeitstag im Kopf rumschwirrten: »Wie kann und soll ich mich als Mann gegenüber den Frauen aus dem Haus verhalten?« Sie gab mir den Rat, dass ich einfach ganz normal sein und nichts besonders machen sollte. Ich weiß nicht warum, aber wahrscheinlich war das das Beste, was ich machen konnte.

nen. Die Frauen hatten und haben ein sehr typisiertes Männerbild durch ihr bisheriges Umfeld erfahren und dieses ist meistens nicht das Beste gewesen. Manchmal reicht es schon aus etwas anderes zu sehen, um ein ganz neues Bild zu entwickeln. Wahrscheinlich habe ich viel mehr dadurch erreicht, dass ich den Kindern die Flasche gegeben und



Bei dem Freiwilligen Tobias Holzberger gut aufgehoben: Die Kinder aus dem Frauenhaus »Ischa Le Ischa« in Jerusalem, Israel



Tobias Holzberger, 22 Jahre, war Freiwilliger in Israel von 2003 bis 2004 und studiert derzeit Rechts- und Wirtschaftswissenschaften in Augsburg.

Ich machte mir nicht mehr so viel Gedanken darüber, was die Frauen wohl über mich dachten. Ich tat einfach meine Arbeit. Ich spielte mit ihren Kindern, las ihnen Bücher vor, brachte sie zu Bett, tobte und aß mit ihnen zusammen. Mit zunehmenden Hebräischkenntnissen redete ich mehr mit den Frauen und sagte ihnen, dass ich dies und jenes für ihre Kinder benötigen würde, was ich wohl in den ersten Wochen und Monaten nie gemacht hätte. Und als ob es das Normalste der Welt wäre, saßen wir irgendwann zusammen nach meiner Arbeit beim Kaffee und redeten über Alltägliches und die großen und kleinen Sorgen des Lebens. Nach und nach stand der Gedanke, dass es einen ganz bestimmten Grund hat, warum ich hier bin, nicht mehr im Vordergrund – ich war einfach da.

Gerade durch die Kleinigkeiten habe ich vielleicht ein anderes Männerbild vermitteln kön-

die Windeln gewechselt habe und dabei manches Mal von den Müttern beobachtet wurde, als man mit Gesprächen erreichen kann. Dass ich mit den Kindern gespielt habe, sie gedrückt habe und einfach für sie da war, war für einige Mütter eine ganz neue Erfahrung.

Ob ich wirklich ein anderes Männerbild vermittelt habe, kann ich nicht sagen. Ich weiß nur, dass mehrere Frauen »von mir« mit nach Deutschland zurückgenommen werden wollten und dass Adel seiner Mutter mitten in der Nacht gesagt hat, dass er so wie Tobias werden wolle. Man kann ein Menschenbild, das durch Erfahrungen geprägt ist, nicht einfach von heute auf morgen ändern. So wurde ich immer nur als »ben tov« (guter Junge) und nicht als »isch tov« (guter Mann) von den Frauen bezeichnet. Aber auch ein guter Junge kann zu einem guten Mann werden.



**SMYAL:** Ein ungewöhnlicher Name für ein ungewöhnliches Projekt. Übersetzt bedeutet es: »Liga zur Unterstützung Jugendlicher sexueller Minderheiten«. Doch was kann man sich darunter vorstellen, warum bedarf gerade diese Gruppe einer Förderung, wie sollte ich mich darauf vorbereiten und wie sollte ich meinen potenziellen Förderern erklären, für was sie mich unterstützen sollen?



Gerade aus unserer europäischen Sicht ist es schwer nachzuvollziehen, wie in den USA mit Homosexualität umgegangen wird. Einerseits hört man von religiöser Hetzerei gegen gleichgeschlechtliche Beziehungen, andererseits vermittelt zum Beispiel das amerikanische Fernsehen Bilder eines sorgenfreien, wenn auch stark klischeehaften, homosexuellen Lebens. Tatsächlich handelt es sich hierbei um zwei verschiedene Realitäten. Ich würde behaupten, dass es sich in den Küstenregionen der USA als weißer, homosexueller Mann mit gutem Einkommen angenehm leben lässt. Wer etwa sonntags in Washington D.C. am beliebten »Dupont Circle« spazieren geht, der wird vermutlich auf mehr homosexuelle als heterosexuelle Pärchen treffen. Doch was ist mit den anderen? Homosexualität zieht sich erwiesenermaßen durch alle gesellschaftlichen Klassen. Was ist also mit den afroamerika-

nischen und lateinamerikanischen, oft einkommensschwachen, Minderheiten? Sowohl die afroamerikanischen als auch die lateinamerikanischen Gemeinden sind stark homophob und daher führen Homosexuelle hier oft ein Schattendasein in Subkulturen.

Ich beschreibe diese Gruppe oft als Minderheit innerhalb einer Minderheit. Man kann sich entsprechend vorstellen, mit wie vielen Schikanierungen und Angriffen sich diese Personen konfrontiert sehen. Besonders betroffen sind dabei die Jugendlichen, die noch nicht selbstständig leben können und daher häufig Opfer von Diskriminierung in Familie, Schule und Gemeinde werden. Oft entstehen Situationen, in denen den Jugendlichen Drogen, Obdachlosigkeit, Prostitution oder auch Selbstmord als einzige Auswege erscheinen.

Diesen Jugendlichen nimmt sich SMYAL an. Zunächst bietet SMYAL direkte Hilfe bei Problemen an, die primär das Leben der Jugendlichen bestimmen und nicht im Bezug zu ihrer Sexualität stehen. Dazu gehören essentielle Leistungen, wie etwa Essen, einen Job oder Unterkunft zu finden. Durch diese Hilfe können

die Mitarbeiter das Vertrauen der Jugendlichen gewinnen, um ihnen bei tiefer sitzenden Problemen zu helfen. Es wird dabei kein Druck ausgeübt, doch wer erzählen will, dem wird zugehört. Die Selbsthilfegruppen, in denen von Alltäglichkeiten wie Fernsehen bis hin zu Themen wie Selbstmord und Vergewaltigung alles diskutiert wird, sind genauso stark frequentiert wie die sozialen Aktivitäten, die im integrierten Jugendzentrum stattfinden. Das Konzept bewährt sich und so ist SMYAL vielleicht der einzige Platz für die Jugendlichen, sich positiv frei zu entfalten und zu verwirklichen. Das kreative Potenzial, das dabei freigesetzt wird, ist gewaltig. Durch Poesie, Gesang und Tanz verleihen die Jugendlichen ihren Erfahrungen künstlerischen Ausdruck und beeindrucken mit unglaublichen Talenten. Aufgrund der feindlichen Umgebung außerhalb SMYALs werden jedoch traurigerweise wenige Menschen je etwas von diesen Talenten erfahren.

Selbst wenn ich heute weiß, warum SMYAL als Projekt so förderungswert ist, kann ich es schwer in Worte fassen. Oft werden in ähnlichen Artikeln Einzelschicksale von Jugendlichen zitiert, doch ich will und kann die verschiedenen Begegnungen und Eindrücke, die ich bei meiner Arbeit gemacht habe, nicht auf einen Nenner bringen. Wer einmal in unserem Jugendzentrum war oder sich mit dem Schicksal einiger der Jugendlichen befasst, der wird verstehen, warum ich mich so für dieses Projekt stark mache. Bevor man die Welt dieser Jugendlichen betritt, ist es schwer zu verstehen, was die Implikationen von Intoleranz und Stigmatisierung von Themen wie Homosexualität sind. Ich bin froh, dass ASF einen Schritt nach vorne setzt und auch auf dieser Ebene Brücken baut.

# Welcome to my world ...

## Über eine Minderheit in einer Minderheit

VICTOR SLUYTER

Zusammen mit seinen »Homies«: der Freiwillige Victor Sluyter mit den Jugendlichen aus dem Projekt SMYAL



Victor Sluyter, 21 Jahre, war ASF-Freiwilliger von 2004 bis 2005 in Washington D.C. und studiert derzeit »European Studies« in Maastricht, Holland.

# Lydia und ihr Haus

ANNELI FREUND

Paulus und Lydia, dargestellt in Kirchenfenstern in der Phillipi-Kirche am Gangitis Fluß in Griechenland

Andacht



Anneli Freund, 51 Jahre, ist Pfarrerin der Zionskirche in Berlin-Mitte und war von 1973 bis 1974 ASF-Freiwillige in Israel.

Leserbrief

**L** Lydia! – Lydia war die Entdeckung der Theologiestudentin, die sich nicht damit abfinden konnte, dass Männer und Frauen in der Kirche, respektive der Evangelischen, nicht die gleichen Rechte hatten. Frauen im Gemeindepfarramt waren noch in den 1970er Jahren etwas Außergewöhnliches. Heiraten durften sie aber noch nicht, denn die entscheidungsbefugten Herren gingen davon aus, dass eine Pfarrerin mit Familie nicht ihren dienstlichen Pflichten nachkommen könne. Es ist längst Geschichte, dass es für Pfarrerrinnen noch bis in die 1980er Jahre in manchen Landeskirchen Einschränkungen gab.

**L** Lydia also – die Frau aus Philippi in Mazedonien, der ersten Station des Paulus und seiner Leute jenseits von Kleinasien – in Europa. Ein Traum hatte die Apostel veranlasst überzusetzen. Ihr erster Gang führte sie zur jüdischen Gebetsstätte der Frauen, zu denen Lydia gehörte. Sie selbst war zwar keine Jüdin, aber am Judentum interessiert und offen und informiert über die Heilige Schrift. Lydia – eine Purpurchandlerin, die wirtschaftlich unabhängig, finanzstark und offensichtlich gesellschaftlich geachtet war. Es findet sich kein Wort darüber, ob das ungewöhnlich für eine Frau war. Lydia – die Ausländerin – sie kam aus Thyatira in Kleinasien, in der Provinz Lydien und schon beim Nennen ihres Namens war allen klar, woher sie kam. Lydia – die zur Christin wird und sich »mit ihrem ganzen Haus« taufen ließ, das kennen wir

ansonsten nur von Männern. Lydia – die Gastfreie, die selbstverständlich die drei Männer Paulus, Silas und Timotheus in ihr Haus einlädt und zu der sie nach ihrem Gefängnisarrest zurückkehren. Mit Lydia beginnt die Ausbreitung des Evangeliums im We-



sten. Und es muss Lydia gewesen sein, für die Paulus später im Brief an die Gemeinde in Philippi so überschwängliche Worte der Freude und Dankbarkeit findet. »Ich danke meinem Gott, so oft ich euer gedenke – was ich allezeit tue in allen meinen Gebeten für euch alle, und ich tue das Gebet mit Freuden – für eure Gemeinschaft am Evangelium vom ersten Tag bis heute.« (Phil. 1,3-5) Dank und Freude über Lydia und ihr gastfreies Haus, das ihnen andere Türen öffnete. Dank und Freude bei der Theologiestudentin und Pfarrerin über

*Beate Barwich schreibt zur Andacht von Ruth Misselwitz in der zeichen- Ausgabe 4/2005.*

**E**s ist durchaus zu loben, dass die Verfasserin die Dialektik der Gestalt und Erscheinungsweise der Maria erkannt und ausgeführt hat. Nur trifft sie damit den Sinn der Botschaft? Kann eine bloße Dialektik die Schönheit und den Glanz des Evangeliums wiedergeben? In Maria begegnet uns

eine Frau aus dem galiläischen Chassidismus und die »Galliläer« waren anders als die Juden ihrer Zeit. Sie suchten eigene Wege der Erlösung Israels. Sie legten die Schriften in einer Weise aus, wie man sie bis dahin noch nicht kannte. Sie hatten den Geist nicht erlöschen lassen. Aus diesen Kreisen kam auch Maria, die »Magd, die Hochbegnadete«. Diese Anklage an Lukas, den Historiker des Neuen Testaments, den

die Selbstverständlichkeit solcher Gemeinschaft zwischen Männern und Frauen in der ersten christlichen Gemeinde in Europa.

*Apostelgeschichte 16, 9-15 und 40*

**U**nd Paulus sah eine Erscheinung bei Nacht: Ein Mann aus Mazedonien stand da und bat ihn: Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns! Als er aber die Erscheinung gesehen hatte, da suchten wir sogleich nach Mazedonien zu reisen, gewiss, dass uns Gott dahin berufen hatte, ihnen das Evangelium zu predigen. Da fuhren wir von Troas ab und kamen geradewegs nach Samothrake, am nächsten Tag nach Neapolis und von da nach Philippi, das ist eine Stadt des ersten Bezirks von Mazedonien, eine römische Kolonie. Wir blieben aber einige Tage in dieser Stadt. Am Sabbat gingen wir hinaus vor die Stadt an den Fluss, wo wir dachten, dass man zu beten pflegte, und wir setzten uns und redeten mit den Frauen, die dort zusammen kamen.

**U**nd eine gottesfürchtige Frau mit Namen Lydia, eine Purpurchandlerin aus der Stadt Thyatira, hörte zu; der tat der HERR das Herz auf, so dass sie darauf acht hatte, was von Paulus geredet wurde. Als sie aber mit ihrem Hause getauft war, bat sie uns und sprach: Wenn ihr anerkennt, dass ich an den HERRn glaube, so kommt in mein Haus und bleibt da. Und sie nötigte uns.

...

**D**a gingen sie aus dem Gefängnis und gingen zu der Lydia. Und als sie die Brüder gesehen und sie getröstet hatten, zogen sie fort.

vermisse ich völlig in ihrer Andacht. Nur so würde die Botschaft der »Maria« zu uns auch heute sprechen. Und noch eine ketzerische Bemerkung, wenn sie erlaubt ist, es gibt weder einen göttlichen Samen noch einen göttlichen Mutterschoß. Es gibt jedoch eine einzigartige Menschenfreundlichkeit Gottes und eine Verheißung: »Friede auf Erden allen Menschen seines Wohlgefallens!«

# ASF-Jahresempfang mit Hintergrundinformationen zur schwierigen politischen Lage in Russland

Ein pessimistisches Bild der aktuellen politischen Entwicklung in Russland zeichnete Irina Scherbakova von der Menschenrechtsorganisation MEMORIAL Moskau beim ASF-Jahresempfang am 9. Februar 2005 in Berlin. Die Historikerin, die neu ins Kuratorium von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste berufen wurde, berichtete vor rund 150 ZuhörerInnen in der Niedersächsischen Landesvertretung, dass die Aufbruchstimmung der 1990er Jahre längst allgemeiner Hoffnungslosigkeit gewichen sei. »Das Gesellschaftsmodell, das sich im Moment entwickelt, ist das eines korporatistischen Erdöl- und Erdgasimperiums, in dem Staat und Wirtschaft eng miteinander verschränkt sind,« sagte Scherbakova. Die Trennlinie in der Gesellschaft verlief zwischen denen, die dazugehörten, und allen, die nicht Teil des Systems seien. Wer sich der Logik des korporatistischen Staates entzöge, werde als gefährlich eingestuft: »Erst ging es um die Firmen, dann um die Medien und jetzt ist die

Zivilgesellschaft dran«, berichtete sie. Nach Protesten gegen die 1. Fassung des NGO-Gesetzes seien zwar einige Korrekturen vorgenommen worden, über bürokratische Hürden und Finanzprüfungen werde von der Registrierungsbehörde indes alles unternommen, um die Arbeit der Organisationen zu behindern. Selbst vergleichsweise große Organisationen wie MEMORIAL seien dadurch in ihrer Existenz bedroht. Bei MEMORIAL hätten zehn Beamte mit ihrer Prüfung sieben Monate lang das Büro lahm gelegt und über 3000 Dokumente kopiert.

»In dieser schwierigen Situation ist die Vernetzung vielleicht unsere einzige Chance.« ASF habe mit ihrer Freiwilligenarbeit in diesem Bereich viel geleistet. Diese Arbeit mit den Menschen müsse verstärkt und in Russland noch weiter bekannt gemacht werden. »Damit«, so Scherbakova, »könnte vielleicht auch dem weit verbreiteten Zynismus in der russischen Gesellschaft entgegengewirkt werden und Russland und

Deutschland näher zueinander rücken.«

Wie dies in der Praxis aussehen kann, machten die beiden ASF-Freiwilligen Galina Schamkalova und Ulrike Bischoff in ihren Kurzbeiträgen deutlich. Ulrike Bischoff, die in Volgograd tätig war, erzählte, dass sie sich für Russland entschieden habe, »weil man in Deutschland über den Westen immer viel hört, aber über den Osten nur wenig erfährt.« Ausgesprochen lebendig schilderte sie, wie ihr Aufenthalt in Russland ihre gesamte Weltansicht beeinflusst habe.

Galina Schamkalova, die ihren Freiwilligendienst in der Gedenkstätte Buchenwald verlängert hat, wies darauf hin, dass die Begegnungen mit ehemaligen Häftlingen eine ganz besondere Erfahrung gewesen seien. Da im letzten Jahr kein Jugendlicher aus Russland Buchenwald besucht habe, bereite sie derzeit ein Austauschprogramm mit Russland und Weißrussland vor, von dem sie hoffe, dass es auch finanziert werde.

Johannes Zerger,  
44 Jahre, Diplom-  
Politikwissenschaftler, ist  
Referent für Öffentlichkeitsarbeit und Fundraising der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.

JOHANNES ZERGER

## ASF-Kuratorium mit neuen Mitgliedern

Auch das ASF-Kuratorium, das am 10. Februar 2006 in Berlin tagte, beschäftigte sich mit der Situation in Russland. Dabei wurde angeregt, die Zusammenarbeit mit den Projektpartnern in Russland zu vertiefen. Neben der Freiwilligenarbeit könnte dies durch gemeinsame Tagungen und einen

Praktikantenaustausch geschehen.

Erste Überlegungen wurden im Kuratorium bereits für das Jubiläum »50 Jahre Aktion Sühnezeichen Friedensdienste« angestellt, das Ende April 2008 begonnen wird. Besonderes Augenmerk

sollte aus Sicht des Kuratoriums darauf gelegt werden, dass das Jubiläum dem internationalen Charakter der Arbeit gerecht wird. Außerdem sollte es neben der zentralen Feier in Berlin regionale Jubiläumsveranstaltungen in verschiedenen Bundesländern geben.



Die diesjährige Kuratoriumssitzung fand in neuer Zusammensetzung statt. Erstmals in das Kuratorium berufen wurden Bundestagsvizepräsidentin Katrin Göring-Eckardt und Bundestagsvizepräsident Wolfgang Thierse, die Pröpstin der Evangelischen Kirchen Berlin-Brandenburg/Schlesische Oberlausitz Friederike von Kirchbach, Martina Wasserloos-Strunk vom Reformierten Bund und Irina Scherbakova von MEMORIAL Moskau.

ASF-Kuratorium (v.l.n.r.):  
Thomas Lutz, Ulrich Tempel  
(Vorstand), Christian Staffa  
(Geschäftsführer), Anja  
Witzel (Vorstand), Christian  
Buchholz, Christian Bernzen,  
Rudolf Sirsch, Martina  
Wasserloos-Strunk, Broder  
Jürgensen (Vorstand), Ruth  
Misselwitz (Vorsitzende),  
Jörn-Erik Gutheil, Eberhard  
Pausch (EKD-Vertreter),  
Deidre Berger, Wolfgang  
Thierse, Manon Althaus, Elke  
Gryglewski (Vorstand), Peter  
Fischer, Jens Pohl (stellv.  
Geschäftsführer), Irina  
Scherbakova, Konrad Weiß,  
Katrin Göring-Eckardt,  
Christoph Münchow

# Was ist neu an den neuen Nazis?

## ASF-Jahrestreffen: Kirchen müssen sich mehr mit Rechtsextremismus beschäftigen

NICOLA SCHIEWECK

Unter dem Titel »Rechtsextremismus – Neue Formen – alte Rezepte?« fand vom 13. bis 15. Januar 2006 in Berlin das ASF-Jahrestreffen statt. Während des Wochenendes beschäftigten sich die TeilnehmerInnen gemeinsam mit ExpertInnen aus Wissenschaft und Praxis mit den unterschiedlichen Aspekten des vielschichtigen Problems. Dabei ging es auch um das kirchliche Engagement gegen Rechtsextremismus. In diesem Zusammenhang wurden die evangelischen Landeskirchen aufgefordert, sich stärker mit rechtsextremen Tendenzen in den eigenen Reihen auseinanderzusetzen.

Was die neuen Formen des Rechtsextremismus sind, zeigte die Projektleiterin der Opferberatung Sachsen-Anhalt und ehemalige ASF-Freiwillige Heike Kleffner in ihrem Einführungsvortrag anschaulich auf. Während noch bis in die 1980er Jahre ideologisch, organisatorisch und in den Erscheinungsformen klar auf den Nationalsozialismus zurückgegriffen wurde, hat sich der Rechtsextremismus in den letzten 15 Jahren stark ausdifferenziert und modernisiert. Versatzstücke der Popkultur finden sich heute ebenso in der rechtsextremen Szene wie unterschiedliche äußerliche Erscheinungsbilder. Wahlerfolge wie die der NPD in Sachsen seien das Ergebnis einer langfristigen Strategie, in der unter anderem verbotene Kameradschaften in die Parteistruktur integriert wurden.

In vielfältigen Workshops wurden die Ausprägungen des modernen Rechtsextremismus unter die Lupe genommen sowie Gegenstrategien und Handlungsmöglichkeiten aufgezeigt. So konnten die Teilnehmenden bei einem Eingreiftraining Möglichkeiten einüben, wie sie bei verbalen Angriffen oder gewalttätigen Übergriffen handeln. Das größte Interesse bestand an einem multikulturellen Training, bei dem vor allem nach individuellen Lösungen zur Entgegnung von Rechts-

extremismus gesucht wurde. Ansätze für strukturelle Veränderung und die Entwicklung kollektiver Handlungsstrategien standen in Arbeitsgruppen wie der zu »Rechtsextremismus und Kirche« im Vordergrund. Hier wurde nicht nur eindrücklich auf die Problemlage einzelner Gemeinden eingegangen, sondern auch kritisiert, dass die Synoden der evangelischen Kirchen bisher keine Erklärung zum Thema Rechtsextremismus verabschiedet hätten und dass es keine empirischen Unter-

se bei der Entwicklung von Gegenmaßnahmen berücksichtigt werden, dass der Rechtsextremismus in den neuen Bundesländern aufgrund von zunehmenden regionalen Ungleichheiten stärker verankert ist. So sei bei Jugendlichen eine Demokratieentleerung festzustellen. Vor diesem Hintergrund seien staatliche Programme nur ein Tropfen auf den heißen Stein.

Elisabeth Hack thematisierte eine unzureichende Gesetzeslage zur Ahndung rechtsextremer



Jahrestreffen 2006: Gesprächsrunde beim »Café ASF« mit Informationen zur aktuellen Arbeit



Nicola Schieweck, 38 Jahre, Referentin der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste für Sommerlager, Jahrestreffen und Nachbereitungsseminare.

suchungen zu antijudaistischen, antisemitischen oder islamfeindlichen Einstellungen in Kirchengemeinden gebe. Außerdem entstand die Idee, dass ASF durch seine vielfältigen bundesweiten Kontakte zur Vernetzung der kirchlichen Projekte, die sich gegen rechtsextreme Tendenzen engagieren, beitragen könnte.

Bei der abschließenden Podiumsdiskussion wies der Journalist und Geschäftsführer des Projekts »Schule ohne Rassismus« Eberhard Seidel darauf hin, dass Rechtsextremismus durchaus Schubkraft besitze und Rechtspopulisten es verstünden, sich Gehör zu verschaffen. So würde zum Beispiel der Abbau des Sozialstaats benutzt, um Menschen, die sich am Rande fühlen, für rechtes Gedankengut zu gewinnen. Auch wenn Rechtsextremismus kein ostdeutsches Phänomen sei, müs-

Gewalttaten, ein fehlendes Antidiskriminierungsgesetz und den geringen staatlichen Schutz für Opfer rechtsextremer Gewalt. Kontrovers diskutiert wurde die These des Sozialwissenschaftlers Roland Roth, dass die staatlichen Förderprogramme der letzten Jahre dazu beigetragen hätten, dass viele Projekte ihre Kritik an der Politik nicht mehr so offen äußerten. Einhellig kritisiert wurde wiederum, dass die Förderprogramme in der Regel nur Aktivitäten fördern, die innovativen Charakter haben, was die Nachhaltigkeit der Arbeit gegen Rechtsextremismus stark einschränke. Neben dem Appell an die politischen Entscheidungsträger dies zu ändern, sollte ASF aber auch die Anregung von Roland Roth aufgreifen und die eigenen Projekte noch stärker auf die Wirksamkeit im Kampf gegen Rechtsextremismus überprüfen.

# Meine Geschichte – Unsere Geschichte?

## Impulse einer Tagung über Bildung zu Geschichte und Erinnerung in der multiethnischen Gesellschaft

ULLA KUX

Welche Geschichte und welche Erinnerung(en) beschäftigen uns in der multiethnischen Gesellschaft? Und was soll gelernt oder gelehrt werden? Und was brauchen MultiplikatorInnen und LehrerInnen dafür? Diese Fragen standen im Zentrum einer Tagung, die unter dem Titel »Meine Geschichte – Unsere Geschichte« im Oktober 2005 von ASF in Kooperation mit der Bundeszentrale für politische Bildung und dem Kölner Appell gegen Rassismus veranstaltet wurde. Die Tagung war zugleich ein Gespräch von Akteuren der historisch-poli-

Kaiserzeit. Umgekehrt betrachtet, stießen wir hier auf Auswanderungsbewegungen in der späto-mannischen oder Kolonialepoche in Richtung Mitteleuropa und auf den Völkermord an den Armeniern während des Ersten Weltkrieges zu Zeiten des deutsch-türkischen Bündnisses. In Personen gesprochen stießen wir etwa auf einen Herrn von Papen, den meisten von uns bekannt als kurzzeitiger Reichskanzler der Weimarer Republik, der im Ersten Weltkrieg als Stabschef der ersten Osmanischen Armee in Palästina diente.

Unterlegenheit allseits reproduzieren. Dies geschehe mit einer gewissen Unausweichbarkeit, die man auch in der Bildungsarbeit kaum abstreifen könne, aber immerhin reflektieren müsse.



Auf die Vermittlung und Aneignung von Geschichte und Erinnerung bezogen, kam die Tagungskommunikation wiederholt auf die Frage zurück, was als eigene und was als fremde Geschichte gilt, für wen und warum, und in welcher Perspektive und Interpretation.

Ein weiterer Diskussionsstrang problematisierte eine Perspektivenverengung oder eine moralische Überfrachtung der Geschichte des Nationalsozialismus und seiner Verbrechen für allgemeine Werteerziehung.

Hier plädierte der Beitrag von Annegret Ehmann dafür, in der historisch-politischen Bildung bezüglich der Geschichte des Rassismus die mental prägenden Folgen der Kolonialzeit nicht auszublenken, nicht zuletzt zum besseren Verständnis der Wurzeln nationalsozialistischer Ideologie. Astrid Messerschmidt inspirierte durch ein Interpretationsangebot aus den »postcolonial studies«: Sie betrachten die heutigen Migrationen und multiethnischen und -religiösen Gesellschaften auch als unbeabsichtigte – Spätwirkung der Kolonialzeit, in denen sich Bilder von kultureller Über- und



Denkmal für Cemal Kemal Altun, der sich 1983 aus Angst vor der Auslieferung in die Türkei in den Tod stürzte

An einer Stelle zeigte sich hier eine gewisse bleibende Fremdheit im Verhältnis von historisch-politischer und der interkulturellen Bildung: Womöglich offenbarte die Bemerkung eines interkulturellen Trainers, man müsse mit (gewaltsamer) Geschichte abschließen können, erneut den »blinden Fleck Geschichte« von mancher interkulturellen Bildung für den spezifisch historischen Anteil von aktuellen Konflikten und Stereotypen. Umgekehrt nähert sich mancher Akteur aus der historisch-politischen Bildung an die Potenziale der interkulturellen Bildung und der Multiperspektivität erst an.

Die Tagung vereinte im Team der Veranstalter und in der TeilnehmerInnenschaft eine interkulturelle und sehr spannende Diskussion, und vor allem das Interesse, zwischen verschiedenen Gruppen und fachlichen, praktischen Disziplinen im Gespräch zu bleiben über die Frage »Was ist meine, was ist unsere Geschichte«?

Mehr über die inhaltlichen Impulse können Sie demnächst in der Zeitschrift »Politisches Lernen« lesen: [www.dvvpb-nw.de/zeitschrift/politisches\\_lernen.html](http://www.dvvpb-nw.de/zeitschrift/politisches_lernen.html).

TeilnehmerInnen eines historisch-interkulturellen Projektes im Jüdischen Museum



Ulla Kux, 42 Jahre, Politologin, arbeitet seit 1999 im Projektbereich Interkulturalität der ASF.

tischen und der interkulturellen Bildung. Zwei Impulse waren dabei besonders interessant:

So beschäftigte sich die Tagung nicht von vornherein nur mit pädagogischen Konzepten, sondern auch mit Geschichte selbst. Dazu dienten zwei Stadtrundgänge, in denen Aspekte der armenisch-deutsch-kurdisch-türkischen und der armenisch-deutsch-russischen Geschichte erlaufen werden konnten. Dazu zählte etwa die der türkischen Juden in der NS-Zeit oder, teils damit zusammenhängend, der Beginn einer Präsenz von Türken und Armeniern in Berlin seit der



# »sinnvolles schaffen«

## ASF hat am BruttoSozialPreis 2005 teilgenommen

KATRIN STEGMÜLLER

Fünf Studierende entwickelten innerhalb von fünf Wochen, zusammen mit Christian Staffa und Katrin Stegmüller, ein Kommunikationskonzept zugeschnitten auf die Arbeit von ASF. Dabei gaben »Die Sinnaktionäre« – wie sich die Gruppe nannte – wichtige Antworten auf eine äußerst schwierige Fragestellung »Wie kann ASF für aktuelle Freiwilligenförderer nach dem Freiwilligenjahr weiterhin interessant sein?«

Dafür haben sie sich intensiv mit der Geschichte von ASF, den Freiwilligendiensten und der Finanzierung befasst. In diesem Zusammenhang befragten die »Sinnaktionäre« 35 ehemalige Freiwillige per E-Mail und 40 ehemalige Förderer telefonisch. Ein Großteil der befragten ehemaligen Freiwilligen signalisierte die Bereitschaft für ein Engagement über das Freiwilligenjahr hinaus, außerdem bewerteten sie die Förderkreisidee als sinnvoll und stehen ihr positiv gegenüber.

Die ehemaligen Förderer äußerten im telefonischen Gespräch, dass die persönliche Bindung zur/m geförderten Freiwilligen und ihre Bereitschaft soziales Engagement zu unterstützen, sie dazu motivierten, För-

derer zu werden. Einige gaben an, dass sie gerne bereit sind, erneut eine/n Freiwillige/n zu fördern. Die wichtigste Rolle zwischen Förderer und ASF spielen die Freiwilligen. Damit die ASF-Gemeinschaft noch mehr zusammenwachsen kann, sind auch die bereits eingerichteten Foren eine interessante Möglichkeit miteinander in Kontakt zu treten.



Der BruttoSozialPreis ist ein von Berliner Studierenden organisiertes Projekt, das sich zum Ziel gesetzt hat, das Thema Sozialmarketing an den Hoch-

schulen und in der Öffentlichkeit zu etablieren. Kern des Projekts ist ein Wettbewerb, in dem Kommunikationskampagnen von Studierenden für Non-Profit-Organisationen unter dem Motto »sinnvolles schaffen« konzipiert werden. ASF hat sich dafür beworben und wurde zusammen mit neun anderen Organisationen für den Wettbewerb ausgewählt. Die hervorragenden Ergebnisse wurden am 10. Dezember öffentlich präsentiert.

Wir danken Pamela Bock, Annett Sonnenberg, Ingrid

»Die Sinnaktionäre«  
Pamela Bock, Annett Sonnenberg, Ingrid Nawotni, Marc Rosenfeld und Katja Hausstein (von links nach rechts)

Katrin Stegmüller, 42 Jahre, Referentin für Fundraising der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.

Nawotni, Marc Rosenfeld und Katja Hausstein ganz herzlich für ihr großartiges Engagement und ihre wertvollen Anregungen für unsere weitere Arbeit.

## Zustiftung und Schenkung

Wer beabsichtigt, größere Beiträge für gemeinnützige Zwecke zu verwenden, tut gut daran, vorher die steuerlichen und rechtlichen Aspekte zu prüfen. Geklärt werden sollte insbesondere, ob die beabsichtigte Zuwendung zu Ansprüchen von Pflichtteilsberechtigten führen kann, weil das Erbe erheblich geschmälert wird, oder ob eingegangene Erb- oder Eheverträge der Zuwendung entgegenstehen. Daneben steht oft der steuerliche Aspekt im Vordergrund. Schenkungen an gemeinnützige Einrichtungen sind nach den derzeitigen Vorgaben des § 10b Einkom-

mensteuergesetz nur in Höhe von bis zu zehn Prozent des Gesamtbetrages der Einkünfte im Zuwendungsjahr steuerbegünstigt. Bei Zuwendungen an gemeinnützige Stiftungen erhöht sich der Betrag um 20.450 Euro, bei zusammen veranlagten Ehegatten sogar um 40.900 Euro jährlich. Eine interessante Gestaltungsmöglichkeit für Zuwendungen ist die Zustiftung, das heißt die zweckgebundene Zuwendung an eine bestehende Stiftung. Hier vereinen sich Steuervorteile mit der Möglichkeit, die Verwendung des Geldes wie bei einer eigenen Stiftung dauerhaft zu bestimmen. Dabei ist der Verwal-

tungskostenanteil wesentlich niedriger als bei einer eigens gegründeten Stiftung. Die Formalien bei der Zustiftung sind gering und es entfällt der organisatorische Vorlauf im Vergleich zur Gründung einer eigenen Stiftung. Gemeinnützige Einrichtungen unterschiedlicher Ausrichtung wie die der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste nahe stehende Helga-Weckerling-Stiftung, bieten die Möglichkeit einer Zustiftung an.

*Wenn Sie Fragen haben, helfen wir Ihnen gerne persönlich weiter. Ihr Ansprechpartner bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste ist Johannes Zerger. Sie erreichen ihn unter der Telefonnummer (030) 28 395 203.*



Rechtsanwalt und Notar Joachim Garbe-Emden, Berlin.

*Katrin Stegmüller für das zeichnen: Wann bist du zum ersten Mal auf ASF gestoßen?*

Waltraud Mann: Meine beiden Kinder sind mir den Weg als Freiwillige bei ASF in Israel vorangegangen. Seitdem ist mir das Haus Pax in Jerusalem zur Heimstätte des Gedankenaustauschs geworden. Israel gehört aber schon seit 1972 zu meinem Leben, denn durch die Arbeit in einem Kibbutz erschloss sich mir das Land mit seinen Menschen und viele Auf-

blinden 86-jährigen Alice in Jerusalem. Ihre Vorfahren hatten seit Generationen in Kassel gelebt – Kassel ist auch meine Heimatstadt. Vom Kasseler Hauptbahnhof wurden die Eltern von Alice im Dezember 1941 nach Riga deportiert. Als Fünfjährige hatte ich diese Deportation zufällig miterlebt. Vor circa 20 Jahren nahm ich

Nationalsozialismus und Shoah mit jungen und älteren jüdischen Israelis und älteren und jungen Deutschen. Die spannenden, manchmal aufregenden Diskussionen fanden in Jerusalem als Gruppengespräche in Einzelgruppen, Generationsgruppen und zum Schluss mit allen vier Gruppen gemeinsam statt.



enthaltene folgten. Nach dem Ende meiner Berufszeit 1996 lebte ich zu Studienaufenthalten auch längere Zeiten im Lande.

*Was hat dich veranlasst, an einem Freiwilligendienst mit ASF in Israel teilzunehmen?*

Durch enge Freundschaften mit Juden aus Deutschland in Israel, die entweder vor den Nazis noch fliehen konnten oder die Shoah überlebt hatten, wurde mir während meines letzten Studienaufenthaltes 2000 bewusst, dass die Lebensgeschichten, solange dieses noch möglich ist, aufgeschrieben und reflektiert werden müssen. Martin Lempp, der damalige Länderbeauftragte von ASF in Israel, mit dem ich über ein solches Projekt diskutierte, ermunterte mich, mich für das Projekt »Sikaron« bei ASF zu bewerben.

*Welche Erfahrung oder Situation war für dich in diesen zehn Jahren prägend?*

Das Schicksal führte mich als Seniorenfreiwillige von ASF zu der

an einem Schüler-Kunstprojekt über die von Kassel aus Deportierten teil. Ich erhielt das Lebensblatt von Meta Oppenheim. Als ich Alice dieses erzählte, schrie sie auf: »Das war meine Mutter!« Erschüttert erlebten wir, dass die Vergangenheit einen lebendigen Bezug zur Gegenwart hat.

*Heute bist du Mitglied von ASF. Was hat dich dazu motiviert?*

Während meiner Freiwilligenzeit wurde mir bewusst, dass sich gerade auch ältere Deutsche nach ihrer Berufstätigkeit mit ihrer Lebenserfahrung sinnvoll als Freiwillige einbringen können. Deshalb wollte ich nach meinem Freiwilligendienst nicht nur einmalig für ASF aktiv sein. Denn es gibt noch so viel zu tun!

*Was erwartet die Leserin/den Leser der »Sikaron«-Broschüre?*

Keine theoretischen Abhandlungen, sondern eine lebendige, nicht eng begrenzte Auseinandersetzung über den Themenkomplex

*Welchen Gedanken möchtest du den LeserInnen des Zeichens mitgeben?*

Damit die Vergangenheit einen Bezug zur Gegenwart erhält, muss erlebte Geschichte erzählend und reflektierend weitergegeben werden, solange die Zeitzeugen noch leben und physisch und psychisch in der Lage sind, ihre Lebensgeschichte weiterzugeben. Um zur eigenen Klarheit zu gelangen, müssen wir uns unserer deutschen Familiengeschichte stellen. Gerade die Älteren unter uns haben hier noch eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. Ich möchte ihnen Mut machen, sich als Seniorenfreiwillige für ASF einzusetzen. Dankbar bin ich für diese wunderbare Zeit, die ich nicht missen möchte, die mir tiefe Freundschaften geschenkt und mein Leben nach meiner Berufszeit noch einmal auf eine besondere Weise erweitert hat.

*Herzlichen Dank für das Interview und dein großartiges Engagement für ASF.*

Die Broschüre: Sikaron-Erinnerung – Ein Projekt von Waltraud Mann und Sühnezeichen Friedensdienste können Sie gerne für 6,- Euro bestellen: Bei Maria Pühringer unter puehringer@asf-ev.de oder Telefon (030) 28395 204.

Wenn Sie Mitglied werden möchten, dann wenden Sie sich bitte an Ursula Müller unter mueller@asf-ev.de oder der Telefonnummer (030) 28395 201. Der Mitgliedsbeitrag beträgt 70 Euro im Jahr (ermäßigt für Nichtverdiener 35 Euro).

Christian Staffa, ASF-Geschäftsführer, Waltraud Mann, Paula Knieper, Kalin Gregor und Join-Luc Lambert, Projektteilnehmer bei der Vorstellung der Sikaron-Broschüre in Berlin am 17. Januar 2006



Waltraud Mann, 69 Jahre, ASF-Mitglied und ehemalige Seniorenfreiwillige, ist Projektleiterin und Initiatorin der neu erschienenen Broschüre »Sikaron-Erinnerung«.

# Das Schicksal ihrer Familie gab ihr Antrieb

## Nachruf auf Marga Randall

MARKUS HECKMANN

Nachruf

Eine kleine, quirlige Dame mit grau-blond gelocktem Haar steht in einer amerikanischen Küche und kocht Grünkohl. Angeregt unterhält sie sich dabei mit ihrem jungen Gast aus Deutschland. So sieht man es in dem Dokumentarfilm »Drei über'n großen Teich« (1995).

Marga lädt den damaligen ASF-Freiwilligen im Holocaust Center of Greater Pittsburgh, Tobias Stillger, zu sich zum Essen ein. Eine Szene, die nicht

Marga an die Pogromnacht 1938. Margas Vater hatte vier Jahre zuvor einen tödlichen Herzanfall erlitten, als er erfuhr, dass die Gestapo ihn festnehmen wollte. Seitdem wuchs Marga bei den Großeltern und ihrer Tante Paula auf. Nach der Pogromnacht zog die Familie zu Verwandten nach Berlin. In der Anonymität der Großstadt harrten sie aus, bis die Papiere für die Ausreise in die USA fertig waren. Margas Nähkörbchen blieb in der Obhut ihrer

und der Optimismus mit der Marga am Werk war. Zwei Bücher sind aus ihrem Engagement entstanden: »How Beautiful We Once Were«. Eine Autobiographie, in der sie das Schicksal der Familie erzählt (übersetzt von der damaligen ASF-Freiwilligen Iris Landgraf und in Deutschland unter dem Titel: »Als sei es erst gestern geschehen« erschienen) und »Threads In Time Unbroken«, eine Sammlung von Kurzgeschichten, in denen Marga die Erlebnisse schildert, die sie bei ihren Reisen und Vorträgen als »Holocaust Survivor and Educator« gemacht hatte. »Holocaust Survivor and Educator« – das sind die Worte, die sich Marga auf ihren Briefkopf drucken ließ. Manche hielten ihr Engagement für übertrieben. Doch wer sie kannte, wusste, dass es für sie eine tiefe Herzensangelegenheit war. Unrecht, Ausgrenzung und Völkermord waren für Marga Teil ihrer Familiengeschichte, die sie selber über Jahrzehnte verdrängt hatte. Als Teenager hatte sie früh angefangen zu arbeiten, heiratete und zog drei Kinder auf.

Das ihre geliebte Tante Paula, die sie in Schermbeck einst als Schützenfest-Königin feierten, in Auschwitz ermordet wurde, ließ Marga immer noch verzweifeln.

Ihre Hoffnung setzte sie in die Generation junger Deutscher, die sie auf ihren Reisen durch Deutschland und durch die ASF-Freiwilligen in Pittsburgh kennen lernte. So war es für sie eine Freude, an der 40-Jahrfeier von ASF 1998 in Berlin teilzunehmen. Zu den Freiwilligen im Holocaust Center pflegte Marga eine Beziehung, die weit über den Arbeitsalltag reichte. Mal wieder deutsch reden, ein bisschen herunalbern, Grünkohl essen und Salmiak-Pastillen naschen oder gemeinsam »shoppen« im Second-Hand-Laden – das waren die gemeinsamen Lieblingsbeschäftigungen.

Am 24. November 2005, dem amerikanischen Thanksgiving-Fest, starb Marga im Alter von 75 Jahren in Pittsburgh.



Die ehemalige Freiwillige Viola Schlichting mit der deutschen Überlebenden Marga Randall (1999)

gestellt werden musste, denn die ASF-Freiwilligen in Pittsburgh waren sehr oft bei Marga eingeladen. Wer ihr Haus betrat, kam an einem alten Esstisch aus massiver Eiche vorbei, auf dem eine gehäkelte, weiße Tischdecke und ein kleines Nähkörbchen lagen – Erinnerungsstücke, die vom Schicksal Margas und ihrer Familie erzählen. Das Nähkörbchen war ihr Kinderspielzeug gewesen. Sie hatte es einer Freundin geschenkt, bevor sie mit ihrer Familie ihr Heimatdorf Schermbeck aus Angst vor dem Terror gegen die Juden verließ – kein Fenster eines jüdischen Hauses war ganz geblieben, kein Stuhl mehr mit vier Beinen, auf dem sich ihre geschwächte Großmutter ausruhen konnte. Der Kanarienvogel, der morgens so schön sang, lag zertrampelt auf dem Boden. So erinnerte sich die damals achtjährige

Freundin. Doch über 40 Jahre später sollte es in Margas Besitz zurückkehren. 1981 kehrte Marga nach Schermbeck zurück.

Die Häkeldecke auf Margas Eichentisch war ein Geschenk der geliebten Tante Paula. Sie, »Opa« und Margas Zwilling-Cousinen Hanna und Ruth, mit denen sie in Berlin wohnte, konnten nicht mit in die USA ausreisen. Sie wurden deportiert und in Theresienstadt und Auschwitz ermordet.

Das Schicksal ihrer Familie war es, das Marga Antrieb gab. Sie begann die Geschichte ihrer Familie zu rekonstruieren. Briefe, Zeitungsartikel und Fotos nahmen in ihrem Haus mehrere Regale in Anspruch. Ihr Terminkalender war das ganze Jahr über gefüllt mit Vorträgen in Schulen, Synagogen und Gemeindehäusern. Ansteckend war die Energie

Markus Heckmann, 28 Jahre, studiert Geschichte, Soziologie und Politikwissenschaft in Berlin. Von 1998 bis 2000 war er Freiwilliger im »Holocaust Center of Greater Pittsburgh« (USA) und hat seitdem Sommerlager in Sachsenhausen und Ulm geleitet.

1940 ist Helga Krüger-Day in Hamburg geboren. Bei einer Tante in Ost-Berlin groß geworden, beginnt sie ihr Berufsleben als Kabelarbeiterin. Später wandert sie nach West-Berlin aus, um dort Theologie und Germanistik zu studieren. 1961 gründet sie die Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen und beginnt damit ihr Engagement für den jüdisch-christlichen Dialog. 1967 geht sie in die USA, um in New York zu promovieren. 1973 kehrt sie mit ihrem Mann Thomas nach Deutschland zurück und bekommt zwei Kinder. Sie wird Pfarrerin, Koordinatorin des Fraternal Worker Programms, Studentenpfarrerin und ab 1991 Studienleiterin der Evangelischen Akademie in Berlin. Sie geht 2003 in den Ruhestand und stirbt am 21. Dezember 2005.

Als ein Kind des Krieges wird sie zu einer Frau, einem Menschen des Friedens. Der Krieg nimmt ihr die Mutter und der Kalte Krieg trennt sie schmerzlich von ihrem

# Nachruf auf Dr. Helga Krüger-Day

## Auszüge aus der Trauerpredigt

Vater wie von ihrem Bruder. Also verschreibt sie sich dem Frieden. Als sie als junger Mensch aus der DDR in die Bundesrepublik übersiedelt, entzieht sie sich den ideologischen Frontstellungen. Sehr bald erweitert sich ihr Horizont – durch ihr Leben und Arbeiten in den USA und durch ihre genaue Kenntnis der UdSSR und bald auch durch ihre Begegnung mit Israel. Immer sind es Menschen – in Ost und West, in Nord und Süd – an die sie ihr Herz hängt. Sie teilt ihre Sorgen und Hoffnungen. So misstraut sie den Parolen. Sie feiert keine Triumphe. Sie leidet unter Trennungen, mehr und mehr an Unge-

rechtigkeiten. Sie schlägt sich auf die Seite der Verlierer, der Vergessenen, der Schwachen.

Helga selbst hat beidem in Ihrem Leben Raum gegeben – unvermischt: der Klage und dem

Dank. Da war in ihr der Schmerz über den frühen Tod der Mutter und die Trauer über die lange Trennung von ihrem Vater wie von ihrem Bruder; und später die Trauer über den Tod dieser beiden geliebten Menschen. Umso tiefer war in ihr die Freude über alles,

was ihr über alle Erwartung geschenkt wurde: Sie fand eine Frau, die ihr eine liebevolle Mutter wurde – so liebevoll wie nur eine Mutter sein kann.



Helga Krüger-Day

## »Geschichte selbst entdecken und daraus lernen« Bärbel Schmidthals mit Bundesverdienstmedaille ausgezeichnet

Am 24. Januar 2006 wurde Bärbel Schmidthals, ein langjähriges Mitglied von ASF, die Bundesverdienstmedaille verliehen. Ausgezeichnet wurde Bärbel Schmidthals wegen ihres jahrzehntelangen Engagements für Erinnerungs- und Versöhnungsarbeit als Initiatorin und Betreuerin der »Friedens AG« des Fichtenberg Gymnasiums in Berlin. Mit dieser 1984 ins Leben gerufenen AG hat sie durch Fahrten nach Osteuropa ihren Schülern einerseits die Geschichte und Bedeutung des Nationalsozialismus und der von Deutschen begangenen Verbrechen nahe gebracht, andererseits aber auch immer durch den Einbezug des »Heute« in den besuchten Ländern einen Beitrag zur Verständigung geleistet. Durch regelmäßige Einladungen von Überlebenden an die Schule ermöglichte sie ihren Schülern Geschichte nicht nur als Daten, Zahlen und Fakten zu erfahren. Das Engagement der Friedens AG war auch immer gegenwartsorientiert. So wurden zum Beispiel Aktionen

gegen Rechtsextremismus organisiert und ein Flüchtlingsheims in Berlin-Lankwitz betreut. Immer gab es einen engen inhaltlichen aber auch organisatorischen Bezug zu ASF: Ihre Fahrten organi-



sierte sie mit ASF, bei zahlreichen, in Berlin stattfindenden, Aktionen beteiligten sich Mitglieder von ASF. Besonders an der Auszeichnung von Bärbel Schmidthals ist, dass sie von ehemaligen Schülern für diese Ehrung vorgeschlagen wurde – und das scheint kein Zufall.

Sie besitzt die Kunst, den Jugendlichen den Freiraum zu gewähren, sich die Geschichte zunächst ohne moralische Konnotationen anzusehen, zu akzeptieren, dass die vierte Generation nach dem Nationalsozialismus gelassener mit dieser Geschichte umgeht und schließlich, darauf zu vertrauen, dass auch die »heutige Jugend« die wichtigen Schlüsse aus dieser Geschichte ziehen wird.

Ob es im Rahmen der Gedenkstättenfahrten nach Polen oder bei Besuchen im Haus der Wannsee-Konferenz war: Sie hat ihren Schülern diese Freiräume gewährt, sie nicht in die eine oder andere Richtung gedrängt, ihnen keine Fragen oder Antworten vorgegeben, sondern sie selbst erkennen lassen, was sich lohnt aus der Geschichte zu lernen.

Ihr Engagement und ihre Arbeit waren für jeden einzelnen ihrer Schüler, aber auch für viele Überlebende ein unschätzbare Beitrag in Zusammenhang mit dem Erinnerungsdiskurs unserer Gesellschaft.

Bärbel Schmidthals wurde am 24. Januar 2006 im Gutshaus Steglitz die Bundesverdienstmedaille verliehen.

Elke Gryglewski ist Mitglied des ASF-Vorstands, leistete von 1985 bis 1987 ihren Freiwilligendienst in Israel und arbeitet jetzt im Haus der Wannsee-Konferenz.

# Freiwillige für drei bis sechs Monate gesucht

## ASF startet Modellprojekt »Mittelfristige Freiwilligendienste«

**A**b sofort können Freiwillige mit ASF für drei bis sechs Monate in Gedenkstätten und in Altenheimen in Israel tätig werden. Das Programm ist generationsübergreifend angelegt und richtet sich an Menschen unterschiedlichen Alters. Die Arbeit in Gedenkstätten ist gekoppelt mit der Betreuung älterer Menschen, bei denen es sich teilweise um Überlebende des Holocaust handelt.

**M**itmachen kann, wer über 18 Jahre alt ist, wobei es keine

formalen Voraussetzungen gibt. Wünschenswert sind allerdings Erfahrungen im Projektbereich. Der Freiwilligendienst beginnt am 1. Mai 2006 mit einem Einführungsseminar in Jerusalem.

**D**ie Freiwilligen müssen die Flugkosten, die Versicherung sowie den Lebensunterhalt selber tragen, in Absprache können die Unterkunft und ein Teil der Verpflegung vom Projekt mitgetragen werden. ASF kümmert sich um die Kommunikation mit den Projekten und organisiert die Vorberei-

tung und die Begleitung während des Freiwilligendienstes.

**D**as Programm wird gefördert durch das Modellprojekt des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend »Internationale Freiwilligendienste für unterschiedliche Lebensphasen«.

*Anfragen und Bewerbungen:*

*ASF-Israelreferat:*

*Jutta Weduwen*

*Tel: 030-28395-154 /*

*weduwen@asf-ev.de*

# CSD-Motto sorgte für Diskussionen

**Z**u einer heftigen Kontroverse hat das im November beschlossene Motto für die Demonstration am Christopher Street Day (CSD) 2006 in Berlin gesorgt. Vom CSD-Forum war entschieden worden, dass der am 22. Juli stattfindende Umzug unter dem Titel »Einkunft und Recht und Freiheit« stehen solle.

**A**ktion Sühnezeichen Friedensdienste distanzierte sich im Nachhinein von der Motto-Entscheidung, da die Vorschläge im Vorfeld nicht bekannt waren und somit nicht diskutiert werden konnten. Stattdessen unterstützte ASF den Vorschlag des Chefredakteurs des Szene-Magazins »Siegessäule«, Holger Wicht, unter dem Motto »Die Würde des Menschen ist unantastbar« auf die Straße zu gehen, um den An-

spruch Homosexueller auf rechtliche Gleichstellung und politische Partizipation in den Mittelpunkt zu rücken. Falls es für ein gänzlich neues Motto keine Mehrheit gäbe, schlug ASF vor, die Zeile aus der deutschen Nationalhymne zumindest in »Verschiedenheit und Recht und Freiheit« abzuwandeln.

**N**ach einer Podiumsdiskussion und kritischer Rückmeldungen aus unterschiedlichen Organisationen wählte das CSD-Forum im Februar aus insgesamt acht Vorschlägen die beiden ASF-Favoriten aus. Auf der März-Sitzung soll nun eine endgültige Entscheidung zwischen den beiden Titelvorschlägen getroffen werden. Dort soll auch über die politischen Forderungen des diesjährigen CSDs entschieden werden. Eines hat die umstrittene Motto-Entscheidung vom November immerhin gebracht: Nachdem in den letzten Jahren regelmäßig bemängelt wurde, dass der CSD zu unpolitisch sei, wird – zumindest in den Organisationen und Verbänden – wieder politisch diskutiert. Ob sich das auf den gesamten CSD auswirkt und daraus Impulse für eine breitere gesellschaftliche Diskussion entstehen, bleibt freilich abzuwarten.

**Z**ur Vorbereitung der ASF-Präsenz beim CSD und

beim schwul-lesbischen Straßenfest freuen wir uns über möglichst viele Mitwirkende. Das erste Treffen, zu dem alle Interessierten sehr herzlich eingeladen sind, findet am Dienstag, den 11. April 2006 um 18.00 Uhr im ASF-Öffentlichkeitsreferat, Auguststr. 80, 10117 Berlin statt.

*Rückfragen bitte an Maria Pühringer, Telefon: 030/28395-204, puehringer@asf-ev.de.*

Interkulturelle Erfahrungen von ASF-Freiwilligen in Frankreich und Großbritannien

Dank der Unterstützung des Bundesprogramm »XENOS – Leben und Arbeit in Vielfalt« entstand unter der Leitung von Regine Schröder in Zusammenarbeit mit ASF eine Broschüre, in der die interkulturellen Lernprozesse von Freiwilligen in Großbritannien und Frankreich im bi- und trilateralen Freiwilligenprogramm untersucht und beleuchtet werden. Welche Schlüsselkompetenzen erwerben die Freiwilligen und welche nachhaltige Wirkung hat ein Freiwilligendienst im Ausland im Kontext von Berufswahl, -qualifikation und gesellschaftlichem Engagement? Bei Interesse an der Broschüre wenden Sie sich bitte an Johannes Zerger: zerger@asf-ev.de oder (030) 283 95 203.

ASF-Gedenkaktion zur Erinnerung an die Verfolgung Homosexueller im Nationalsozialismus beim CSD 2005





# ASF - Sommerlager 2006

## Chronologische Übersicht

Termine	Orte	Land	Projekte
06.06. bis 16.06.	Szczebrzeszyn	PL	Jüdischer Friedhof – auch für SeniorInnen
10.06. bis 18.06.	Ostrava	CZ	Jüdischer Friedhof – auch für SeniorInnen
18.06. bis 29.06.	Falstad	N	Gedenkstätte
03.07. bis 16.07.	Simferopol	UKR	Häftlingsverband
05.07. bis 22.07.	Minsk	BY	Junge Erwachsene mit Behinderungen
08.07. bis 21.07.	Lidice	CZ	Gedenkstätte
10.07. bis 23.07.	St. Jean	F	Landprojekt
10.07. bis 23.07.	Osnabrück	D	Gedenkstätte
15.07. bis 30.07.	Łódź	PL	Jüdischer Friedhof
17.07. bis 30.07.	Gebiet Kiev	UKR	Wohnungen renovieren
17.07. bis 30.07.	Ahrensböck	D	Gedenkstätte – ab 16 Jahren
20.07. bis 04.08.	Sachsenhausen	D	Gedenkstätte
20.07. bis 09.08.	Jerusalem - Berlin	IL/D	Begegnungsprojekt
24.07. bis 06.08.	Ravensbrück	D	Gedenkstätte
29.07. bis 11.08.	Dachau	D	Gedenkstätte – ab 16 Jahren
29.07. bis 11.08.	Ostrava	CZ	Jüdischer Friedhof
31.07. bis 13.08.	Wrocław	PL	Jüdischer Friedhof
31.07. bis 13.08.	Wurzen	D	Antirassismusprojekt
03.08. bis 17.08.	Kleinwachau	D	Epilepsiezentrum
05.08. bis 17.08.	La-Ferté-sous-Jouarre	F	Jüdischer Friedhof
06.08. bis 20.08.	Perm	RUS	Wohnungen renovieren, Interviews
06.08. bis 20.08.	Breisach	D	Gedenkstätte
07.08. bis 21.08.	Lichtenburg	D	Gedenkstätte – ab 16 Jahren
07.08. bis 21.08.	Treblinka	PL	Gedenkstätte
13.08. bis 27.08.	Pirna	D	Gedenkstätte
14.08. bis 25.08.	Southampton	GB	Entwicklungszusammenarbeitsprojekt

Das Sommerlagerprogramm kann bestellt werden bei:

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, Auguststraße 80, 10117 Berlin, E-Mail: sommer@asf-ev.de, Tel. 030 - 28 395-183  
(Bitte 1,00 Euro in Briefmarken beilegen!)

Die Sommerlagerbroschüre kann auch aus dem Internet heruntergeladen werden:

[www.asf-ev.de/sommerlager/aktuelles\\_programm/](http://www.asf-ev.de/sommerlager/aktuelles_programm/)